

# Jules Verne

## Der Grüne Strahl

### 1. DIE BRÜDER SAM UND SIB

»Betsey!«

»Betty!«

»Bet!«

»Beth!«

»Bess!«

So lauteten die Namen, die unmittelbar hintereinander aus dem prächtigen Salon von Helensburgh ertönten – eine merkwürdige Gewohnheit der Brüder Sam und Sib, die Verwalterin ihres Landhauses herbeizurufen.

In diesem Augenblick verhallten diese familiären Abkürzungen des Namens Elisabeth aber ebenso wirkungslos, als wenn seine Trägerin mit ihrem vollen Namen gerufen worden wäre.

Dagegen erschien der Intendant Patridge, die schottische Mütze in der Hand, in der Salontür.

Patridge richtete seine Worte an zwei freundlich aussehende Männer, die in der Nische des großen Fensters saßen, das mit den drei buntglasigen Scheiben ein Stück über die Hausfassade vorsprang.

»Die Herren haben nach Mrs. Bess gerufen«, sagte er;  
»Mrs. Bess befindet sich aber nicht im Haus.«

»Wo ist sie denn, Patridge?«

»Sie begleitet Miss Campbell, die im Park spazierengeht.«

Auf ein von beiden Männern gegebenes Zeichen zog sich Patridge würdevoll zurück.

Jene waren die Brüder Sam und Sib – oder nach eigentlichem Taufnamen Samuel und Sebastian –, die Oheime von Miss Campbell. Schotten vom alten Schlag, Schotten aus einem altehrwürdigen Hochlandclan, zählten sie zusammen 120 Jahre, bei einem Altersunterschied von nur 15 Monaten zwischen dem älteren Sam und dem jüngeren Sib.

Um mit wenigen Zügen diese Musterbilder von Ehrenhaftigkeit, Wohlwollen und Aufopferungsfähigkeit zu skizzieren, genügt wohl die Bemerkung, daß ihr ganzes Leben einzig und allein ihrer Nichte geweiht gewesen war. Sie waren die Brüder ihrer Mutter, die, schon nach einjähriger Ehe verwitwet, durch eine hitzige Krankheit frühzeitig dahingerafft wurde. Sam und Sib Melvill blieben also als die einzigen natürlichen Beschützer der kleinen Waise zurück. Übereinstimmend in ihrer Zärtlichkeit, lebten, dachten und träumten sie nur für sie.

Um ihretwillen waren sie, ohne es eben zu bedauern, unverheiratet geblieben, zwei gutmütige Naturen, die hienieden keine andere Rolle als die eines Beschützers zu spielen haben. Ist es nicht schon genug gesagt, wenn wir von ihnen verraten, daß der Ältere gleichsam Vaterstelle, der Jüngere dagegen mehr Mutterstelle bei dem Kind vertrat? So kam es zuweilen vor, daß Miss Campbell sie dementsprechend mit einem: »Guten Tag, Papa Sam! – Nun, wie geht's, Mama Sib?« begrüßte.

Mit wem hätte man sie passender vergleichen können, diese beiden Onkel, als, abgesehen von geschäftlicher Erfahrung und Findigkeit, mit jenen zwei so guten, so übereinstimmenden und einander zärtlich zugetanen, hochherzigen Kaufleuten, den Gebrüdern Cheeryble aus der City von London, den beiden vollkommensten Geschöpfen, die je der Phantasie Boz Dickens' entsprungen sind? Es wäre unmöglich gewesen, einen treffenderen Vergleich zu finden, und wenn man den Verfasser beschuldigen könnte, deren Typus dem bedeutenden Werk ›Nicolas Nickleby‹ entlehnt zu haben, so würde niemand dieses Plagiat zu bedauern haben.

Sam und Sib Melvill, durch die Heiratung ihrer Schwester verwandt mit einem Seitenzweig der alten Familie Campbell, hatten einander niemals verlassen. Die gleiche Erziehung hatte sie auch moralisch gleichmäßig geformt. Sie hatten zusammen denselben Unterricht in derselben Schule und ein und derselben Klasse genossen. Da sie stets über alles dieselben Gedanken zutage förderten und die gleichen Ausdrücke dafür zu gebrauchen pflegten, konnte jeder leicht einen angefangenen Satz des anderen vollenden, wobei den Hauptpunkten auch dieselben Gesten erhöhten Nachdruck verliehen. Mit einem Wort, diese beiden Wesen bildeten eigentlich nur ein einziges, obgleich ihre persönliche Erscheinung einige Verschiedenheiten aufwies. Sam war nämlich etwas größer als Sib, Sib etwas korpulenter als Sam; ihr graues Haar hätten sie aber vertauschen können, ohne den Charakter der grundehrlichen Gesichter zu verändern, denen der ganze Adel der Abkömmlinge des Clans von Melvill aufgeprägt war.

Müssen wir besonders hinzufügen, daß sie bezüglich des Schnitts ihrer einfachen, hinter der Mode des Tages stets etwas zurückbleibenden Kleidung, wie der Wahl der Stoffe aus vorzüglichem englischen Tuch genau denselben Geschmack verrieten? Nur der eine kleine Unterschied – wer hätte den Grund dazu erklären können? – bestand zwischen ihnen, daß Sam die dunkelblaue, Sib dagegen die kastanienbraune Farbe zu bevorzugen schien.

Wer hätte mit diesen ehrenwerten Gentlemen nicht gern auf vertraulichem Fuß gestanden? Gewohnt, im Leben immer gleichen Schritts zu gehen, machten sie einst gewiß auch einer unfern dem andern halt, wenn ihnen das Stündlein der ewigen Ruhe schlug. Immerhin konnte man diese beiden letzten Pfeiler der Familie Melvill noch als recht solide bezeichnen. Sie hielten gewiß noch lange Zeit das alte Gebäude ihres Geschlechts aufrecht, das dem 14. Jahrhundert entstammte, der epischen Zeit eines Robert Bruce und eines Wallace, der Heldenepoche, in der Schottland noch mit England um seine Unabhängigkeit rang.

Wenn Sam und Sib aber auch keine Gelegenheit hatten, für das Wohl des Vaterlands zu kämpfen, wenn ihr minder bewegtes Leben unter dem Segen friedlicher Ruhe verlief, den ein behäbiges Vermögen verleiht, so darf man ihnen daraus weder einen Vorwurf machen, noch sie für entartet halten wollen. Sie setzten eben in ihrem Bestreben, Gutes zu wirken, die edlen Überlieferungen ihrer Vorfahren fort.

Beide kerngesund, ohne daß sie sich den Vorwurf irgendeiner Unregelmäßigkeit der Lebensweise zu machen hatten, schienen sie bestimmt, hohe Jahre zu erreichen, ohne jemals, weder an Geist noch an Körper, zu altern.

Vielleicht hatten sie einen Fehler – wer könnte sich rühmen, ohne einen zu sein? –, sie verbrämten ihre Unterhaltung gern mit zahlreichen, dem berühmten Burgvogt von Abbotsford entlehnten Bildern und Zitaten, und besonders auch mit solchen aus den epischen Dichtungen Ossians, in die sie geradezu vernarrt schienen. Doch wer könnte ihnen im Land Fingals und Walter Scotts daraus einen Vorwurf machen?

Um ihr Porträt mit einem letzten Pinselstrich zu vollenden, müssen wir noch hinzufügen, daß sie starke Schnupfer waren. Jedermann weiß ja wohl auch, daß die Tabakshandlungen im Vereinigten Königreich meist einen kräftigen, in Nationaltracht prangenden Schotten mit der Dose in der Hand als allgemein verständliches Symbol gebrauchen. Nun, die beiden Brüder Melvill hätten ganz gut dazu gepaßt, als Abzeichen auf den bemalten Zinkschildern zu figurieren, wie man sie an den Schutzdächern über den betreffenden Lokalen sieht. Sie schnupften ebensoviel, wenn nicht gar noch etwas mehr, als sonst einer diesseits wie jenseits des Tweed. Dabei besaßen sie merkwürdigerweise nur eine einzige Tabaksdose, natürlich ein sehr großes Exemplar. Dieses tragbare Stück Möbel wanderte stets abwechselnd in die Tasche des einen und des andern und bildete damit gewissermaßen noch ein weiteres Band zwischen den Brüdern. Es versteht sich ganz von selbst, daß sie zu genau der gleichen Zeit, etwa zehnmal in der Stunde, das Bedürfnis empfanden, sich an dem vortrefflichen, aus Frankreich bezogenen Pulver der *Herba nicotiana* zu erquicken. Wenn der eine die Tabaksdose aus den Tiefen seines Rocks hervorholte, hatten eben beide Appetit auf eine gute Prise, und

beide beglückwünschten sich, wenn sie niesten, mit einem:  
»Gott helfe uns!«

Alles in allem waren sie zwei richtige erwachsene Kinder, die Brüder Sam und Sib, in bezug auf alle praktischen Lebensfragen; von industriellen, finanziellen und kommerziellen Angelegenheiten verstanden sie absolut nichts und gaben sich auch gar nicht den Anschein, davon etwas zu verstehen; politisch zählten sie im Grunde vielleicht zu den Jakobiten, bewahrten ein ererbtes Vorurteil gegen die Dynastie Hannover und gedachten noch immer des letzten der Stuarts, ungefähr wie in Frankreich jemand dem letzten der Valois pietätvolles Andenken bewahren könnte; in Herzenssachen gar waren sie noch weniger Kenner.

Und doch hatten die Brüder Melvill nur den einen Wunsch, klar zu sehen im Herzen von Miss Campbell, deren geheimste Gedanken zu erraten, diese, wenn nötig, in bestimmter Richtung zu leiten, sie zu entwickeln, wenn das angezeigt erschien, und endlich sie an einen wackeren Mann ihrer (der Brüder) eigenen Wahl zu verheiraten, der gar nicht verfehlen könnte, das junge Mädchen glücklich zu machen.

Wenn man ihnen glauben durfte – oder vielmehr, wenn man sie reden hörte –, schien es, als hätten sie jenen braven Mann schon gefunden, dem diese beneidenswerte Aufgabe zufallen sollte.

»Helena ist also ausgegangen, Bruder Sib?«

»Ja, Bruder Sam; aber es ist schon 5 Uhr und sie muß bald zum Cottage heimkehren . . . «

»Und wenn sie zurückkommt . . . «

»Denk' ich, Bruder Sam, wird die geeignete Zeit sein, mit ihr einmal ein recht ernsthaftes Gespräch zu führen.«

»Binnen wenigen Wochen, Bruder Sib, vollendet unsere Tochter das 18. Lebensjahr.«

»Das Alter der Diana Vernon, Bruder Sam. Ist sie nicht ebenso liebreizend wie die bewundernswerte Heldin von ›Rob Roy?‹«

»Gewiß, Bruder Sib, und bei der Grazie ihres Auftretens ...«

»... bei der Lebhaftigkeit ihres Geistes ...«

»... bei der Originalität ihrer Ideen ...«

»... erinnert sie mehr an Diana Vernon als an Flora Mac-Ivor, die große, imponierende Gestalt aus ›Waverley!‹«

Die auf ihren nationalen Romandichter stolzen Brüder Melvill zitierten noch mehrere andere Namen weiblicher Hauptcharaktere aus dem ›Altertümler‹, ›Guy Mannering‹, dem ›Abt‹, dem ›Kloster‹, dem ›schönen Mädchen von Perth‹, dem ›Schloß von Kenilworth‹ usw., aber ihrer Meinung nach mußten alle Miss Campbell den Vorrang lassen.

»Sie ist ein junger Rosenstock, Bruder Sib, der etwas schnell aufgeschossen ist, und dem es eine Wohltat sein wird ...«

»... ihm eine Stütze, einen Beschützer zu geben, Bruder Sam, und da hab' ich mir sagen lassen, daß der beste Beschützer ...«

»... natürlich nur ein Ehemann sein kann, Bruder Sib, denn er schlägt in demselben Boden Wurzel ...«

»... und wächst ganz entsprechend, Bruder Sam, mit dem Rosenstock, den er schützt.«

Beide Brüder und Oheime Melvill waren gleichzeitig auf diese, dem ›Vollkommenen Gärtner‹ entlehnte Metapher gekommen. Offenbar gewährte ihnen das eine gewisse Befriedigung, denn es erweckte ein völlig gleiches, zufriedenes Lächeln auf ihren gutmütigen Gesichtern. Bruder Sib öffnete die gemeinsame Tabaksdose und griff sauberlich mit zwei Fingerspitzen hinein; dann wanderte sie in die Hand des Bruders Sam, der sich eine tüchtige Prise herauslangte und sie dann gelassen in die Tasche gleiten ließ.

»Also stimmen wir überein, Bruder Sam?«

»Wie immer, Bruder Sib!«

»Auch bezüglich der Wahl des Beschützers?«

»Könnte man überhaupt eine sympathischere und für Helena passendere Persönlichkeit finden als jenen jungen Gelehrten, der uns wiederholt so anerkennenswerte Gefühle kundgegeben ... «

»Ob ebenso ernsthaft gemeinte?«

»Wer sollte daran zweifeln? Gut unterrichtet und graduiert auf den Universitäten von Oxford und Edinburgh ... «

»... ein Physiker wie Tyndall ... «

»... ein Chemiker wie Faraday ... «

»... der alle Dinge dieser Erde von Grund auf kennt, Bruder Sam ... «

»... und den man mit keiner Frage in Verlegenheit zu setzen vermöchte, Bruder Sib ... «

»Der Abkömmling einer hochangesehenen Familie der Grafschaft Fife und daneben Besitzer eines ziemlichen Vermögens ... «

»... ohne seine, meiner Empfindung nach, trotz der Aluminiumbrille höchst ansprechende Persönlichkeit zu erwähnen!«

Die Augengläser dieses Helden hätten nun freilich in Stahl, in Nickel oder sogar in Gold gefaßt sein können, das hätte seinen Wert in der Anschauung der Brüder Melvill weder vermehrt noch vermindert. Solche optischen Hilfsmittel stehen übrigens jungen Gelehrten meist recht gut zu Gesicht, da sie ihrer Physiognomie den Stempel eines gewissen würdigen Ernstes aufdrücken helfen.

Doch würde dieser Graduierte der oben genannten Universitäten, dieser leidenschaftliche Physiker und Chemiker auch Miss Campbell ebenso genehm sein? Gleich Miss Campbell einigermaßen der Diana Vernon, so weiß jedermann, daß Diana Vernon für ihren gelehrten Vetter Rasleigh keine andere Empfindung hegte, als die einer dauernden, aufrichtigen Freundschaft, und daß sie ihn am Ende des Buchs nicht heiratete. Schön! Das war indes gar nicht dazu angetan, die Brüder Melvill zu beunruhigen. Sie gingen hier gänzlich mit der Erfahrung alter Junggesellen zu Werke, das heißt, sie verstanden von derartigen Dingen gar nichts.

»Sie sind einander schon öfters begegnet, Bruder Sib, und unser junger Freund schien für die Schönheit Helenas nicht unempfänglich zu sein.«

»Das glaub' ich gern, Bruder Sam. Wäre dem göttlichen Ossian die Aufgabe zugefallen, ihre Tugenden, ihre Schönheit und Grazie zu preisen, dann würde er sie ›Moina‹, das heißt ›die von der ganzen Welt Geliebte‹ genannt haben . . . «

»Wenn er, Bruder Sib, für sie nicht auf den Namen ›Fiona‹, das heißt ›die Schöne ohnegleichen aus der gälischen Zeit‹, gekommen wäre.«

»Hat er, Bruder Sam, nicht gewissermaßen vorahnend unsere Helena geschildert, wenn er sagt: ›Lassend die Kammer

der Einsamkeit, trat sie in Schönheit hervor, wie aus Gewölk der junge Mond.« . . . »

»Wie Licht umstrahlte sie Liebreiz, Bruder Sib, ›ihr Gang war Musik des Gesangs.«

Glücklicherweise sanken die beiden Brüder, ihre Zitiererei unterbrechend, aus dem etwas nebelumhüllten Himmel der Barden wieder in den Bereich der Wirklichkeit hernieder.

»Jedenfalls«, meinte der eine, »wenn Helena unserm jungen Gelehrten gefällt, kann es gar nicht fehlen, daß er auch ihren Beifall findet . . . »

»Und wenn sie ihrerseits, Bruder Sam, ihm noch nicht all die Aufmerksamkeit erwiesen hat, welche die großen Eigenschaften verdienen, mit denen er von der Hand der Mutter Natur so reichlich ausgestattet ist . . . »

». . . dann kommt das, Bruder Sib, einzig und allein daher, daß wir ihr noch nicht gesagt haben, es sei Zeit für sie, in den Stand der heiligen Ehe zu treten.«

»An dem Tag aber, wo wir ihre Gedanken auf dieses Ziel gerichtet haben werden, wird sie, selbst angenommen einen gewissen Widerwillen ihrerseits, nicht gegen den ihr erwählten Gatten, noch gegen die Ehe im allgemeinen . . . »

». . . gar nicht zögern, uns mit einem freudigen ›Ja‹ zu antworten, Bruder Sam . . . »

»Genau wie der vortreffliche Benedikt, Bruder Sib, der, nachdem er sich lange gesträubt . . . »

». . . doch bei der Lösung des Knotens in ›Viel Lärmen um nichts‹ die Beatrix heiratet.«

In dieser Weise legten sich die beiden Oheime von Miss Campbell die zu erwartenden Dinge zurecht, und der auf allgemeines Wohlgefallen hinauslaufende Ausgang ihrer Kombination erschien ihnen gleich naturgemäß, wie der in der Komödie Shakespeares.

In vollkommener Übereinstimmung waren sie aufgestanden und sahen einander mit feinem, befriedigtem Lächeln an, rieben sich auch, von derselben Empfindung inspiriert, die Hände. Es war nun einmal eine abgemachte Sache, diese Heirat. Welche Schwierigkeit hätte sich ihr entgegenstellen können? Der junge Mann hatte bei ihnen schon verblüht um das junge Mädchen angehalten, und sie würde darauf eine Antwort erteilen, um deren Inhalt sie sich keinerlei Sorge zu machen brauchten. Alle Vorbedingungen erschienen ja erfüllt – es konnte sich höchstens noch darum handeln, etwa den Termin der Hochzeit festzusetzen.

Das sollte und mußte eine schöne, erhebende Feier werden, die in Glasgow vor sich gehen sollte; hier aber, um diesen Nebenumstand wenigstens zu erwähnen, nicht in der Kathedrale Saint Mungo, der einzigen Kirche Schottlands, die, mit Saint Magus auf den Orkaden, im Zeitalter der Reformation unangetastet geblieben war. Nein! Diese war in ihrer Konstruktion zu massig und deshalb etwas zu düster für eine Trauung, die, nach der Vorstellung der Brüder Melvill, einer vollen Blütenentfaltung frischer Jugend, einem Strahlenkranz von Liebe gleichen mußte. Sie gedachten dazu eher Saint Andrew oder Saint Enoch oder sogar die Kirche Saint George zu wählen, die sich im vornehmsten Teil der Stadt erhebt.

Die Brüder Sam und Sib fuhren fort, ihre Projekte in einer Form zu entwickeln, die mehr an einen Monolog, als

an einen Dialog erinnerte, weil ihr Gespräch ausnahmslos dieselbe Reihenfolge in völlig gleicher Weise ausgedrückter Ideen zutage förderte.

So plaudernd, betrachteten sie durch die rautenförmige Öffnung des Fensters die schönen Bäume des Parks, unter denen Miss Campbell eben spazierenging, die herrlich grünen Rabatten, die plätschernde Bäche umrahmten, den von einem fast phosphoreszierenden feinen Dunst bedeckten Himmel, der den Hochlanden des inneren Schottlands eigentümlich zu sein scheint.

Sie sahen sich gar nicht an; das wäre unnütz gewesen; von Zeit zu Zeit aber faßten sie sich, wie getrieben durch einen zärtlichen Instinkt, am Arm und drückten einander die Hände, als wollten sie durch Schließung einer Art magnetischen Stroms die Überleitung ihrer Gedanken gegenseitig erleichtern.

Oh, das sollte herrlich werden! Alles müßte das Gepräge edler Vornehmheit tragen. Die armen Leute von der West George Street, wenn es solche gab – doch wo fänden sich keine Arme? –, würden natürlich auch nicht vergessen werden bei dem frohen Fest. Wenn Miss Campbell unerwarteterweise für größere Einfachheit der Zeremonie sein und ihre beiden Oheime in diesem Sinn zu beeinflussen suchen sollte, dann würden die ihr zum ersten Mal in ihrem Leben ernstlich Widerpart halten. Weder in diesem Punkt, noch in irgendeinem andern gedachten sie sich zu Konzessionen herbeizulassen. Unter höchster Feierlichkeit sollten die Gäste beim Hochzeitsmahl nach altem Brauch ›aus dem hölzernen Truthahn‹ trinken. Und der rechte Arm des Bruders Sam streckte sich zur Hälfte gleichzeitig aus, wie der rechte

Arm des Bruders Sib, als wenn sie einander schon im voraus einen jener berühmten schottischen Trinksprüche zuriefen.

Da öffnete sich eben die Tür des Salons. Ein junges Mädchen mit Rosen auf den Wangen, die ein rascher Gang darauf gemalt hatte, wurde sichtbar. In der Hand hielt sie ein aufgeschlagenes Journal. Sie trat auf die Brüder Melvill zu und begrüßte jeden mit zwei herzlichen Küssen.

»Guten Tag, Onkel Sam«, sagte sie.

»Guten Tag, mein liebes Kind!«

»Wie geht es, Onkel Sib?«

»Vortrefflich, liebes Kind.«

»Helena«, ergriff Bruder Sam wieder das Wort, »wir haben mit dir ein kleines Arrangement zu besprechen.«

»Ein Arrangement? Welches Arrangement? Was habt ihr wieder heimlich geplant, liebe Onkel?« fragte Miss Campbell, deren Augen nicht ohne einen gewissen gutmütigen Spott von einem zum andern wanderten. »Du kennst einen jungen Mann, Mr. Aristobulos Ursiclos?«

»Gewiß kenn' ich ihn.«

»Mißfällt er dir?«

»Warum sollte er mir mißfallen, Onkel Sam?«

»Also gefällt er dir?«

»Warum sollte er mir gefallen, Onkel Sib?«

»Nun, nach reiflicher Überlegung haben der Bruder und ich geglaubt, ihn dir als Gatten vorschlagen zu sollen.«

»Ich soll mich verheiraten? Ich?« rief Miss Campbell, während sie in so herzliches Gelächter ausbrach, wie der Widerhall im Salon wohl noch keines zurückgegeben hatte.

»Du willst dich also nicht verheiraten?« sagte Bruder Sam.

»Wozu sollte das nützen?«

»Niemals?« sagte Bruder Sib.

»Niemals«, erklärte Miss Campbell, eine ernsthafte Miene annehmend, die ihr lächelnder Mund Lügen strafte, »wenigstens nicht eher, als bis ich . . .«

»Als bis du was?« riefen die Brüder Sam und Sib einstimmig.

»Nicht eher, als bis ich – den Grünen Strahl gesehen habe!«

## 2. HELENA CAMPBELL

Das von den Brüdern Melvill und Miss Campbell bewohnte Landhaus lag eine Meile von dem freundlichen Städtchen Helensburgh, am Ufer von Loch Gare, einer jener pittoresken Einbuchtungen, die sich hier und dort am linken Clyde-Ufer ins Land hineinziehen.

Während des Winters hausten die Brüder Melvill und ihre Nichte in einem alten Hotel der West George Street, im aristokratischen Viertel der Neustadt von Glasgow, unfern vom Blythswood Square. Hier hielten sie sich 6 Monate im Jahr auf, wenn sie nicht eine tolle Laune Helenas – der sich die Brüder ohne Widerrede fügten – für lange Zeit von der Heimat weg, nach den Küstenregionen Italiens, Spaniens oder Frankreichs entführte. Während dieser Reisen sahen sie nur noch mit den Augen des jungen Mädchens, gingen dahin, wohin es ihr zu gehen beliebte, verweilten, wo es ihr gerade gefiel zu bleiben, und bewunderten nur, was sie gerade bewunderte. Wenn Miss Campbell dann ihr Album, in dem sie mit Bleistiftzeichnungen oder mit der Feder ihre Reiseeindrücke aufbewahrte, geschlossen hatte, begaben sie sich friedlich wieder auf den Rückweg ins Vereinigte Königreich und bezogen, nicht ohne eine gewisse Befriedigung, die behaglich vornehme Wohnung in der West George Street.

Schon war der Monat Mai 3 Wochen alt, und die Brüder Sam und Sib fühlten ein unstillbares Verlangen, aufs Land überzusiedeln. Das ergriff sie gerade in dem Augenblick, wo Miss Campbell den nicht weniger lebhaften Wunsch zu erkennen gab, gleichzeitig mit Glasgow dem Geräusch einer großen Industriestadt, dem geschäftlichen Treiben, das zuweilen bis in das Viertel des Blythwood Square flutete, zu entfliehen, endlich wieder einen weniger verqualmten Himmel zu sehen und eine weniger mit Kohlensäure überladene Luft zu atmen, als den Himmel und die Luft dieser alten Metropole, deren kommerzielle Bedeutung die Tabaksgrafen, ›Tobacco Lords‹, vor Jahrhunderten begründet haben.

Das ganze Haus, Herren und Dienerschaft, reiste also nach dem höchstens 20 Meilen entfernten Landsitz ab.

Es ist ein hübscher Ort, das Städtchen Helensburgh. Man hat es zu einem Kurort gemacht, der häufig von denen aufgesucht wird, die in der glücklichen Lage sind, ihre gewohnten Spaziertouren am Clyde mit einem Ausflug an den von allen Vergnügungsreisenden hochgeschätzten Catherine-See oder an den Lomond-See zu vertauschen.

Eine Meile vom Städtchen, am Ufer des Loch Gare, hatten die Brüder Melvill den reizendsten Platz ausgewählt, um dort ihr Landhaus zu errichten. Es lag hier versteckt in prächtigen Bäumen, mitten in einem Netz klarer Wasserdern, auf wechselndem Terrain, das sich zur Anlegung eines Parks ganz besonders eignete. Erquickende schattige Partien, frisch grünender Rasen, verschiedene Baumgruppen, Blumenbeete, Wiesen, auf denen ausgezeichnetes Futter für die zur Belustigung gehaltenen Lämmer wuchs, Teiche mit

klaren dunklen Wasserflächen, bevölkert von wilden Schwänen, von jenen graziösen Vögeln, über die Wordsworth gesagt hat: »Der Schwan schwimmt zweimal – der Schwan und sein Schattenbild!«

Mit einem Wort, was die Natur nur vereint bieten kann, um das Auge zu ergötzen, ohne daß des Menschen Hand viel daran zu schaffen hat – so war der Sommersitz der reichbegüterten Familie.

Wir dürfen nicht vergessen hinzuzufügen, daß der über dem Loch Gare liegende Teil des Parks eine wirklich entzückende Aussicht bot. Jenseits des beschränkten Golfs zur Rechten wurde der Blick zuerst gefesselt von der Halbinsel Rosenheat, auf der sich eine dem Herzog von Argyle gehörende Villa in italienischem Stil erhob.

Zur Linken begleitete die vordere Häuserreihe des Städtchens Helensburgh die Wellenlinie des Strands, ragten zwei oder drei Türme empor, streckte sich der elegante Pier aus, der als Anlegeplatz für Dampfboote in den See hinausgebaut ist, und stieg endlich der hügelige Hintergrund, den da und dort verstreute freundliche Besitzungen belebten, terrassenförmig in die Höhe. Geradeaus, am linken Ufer des Clyde, bildeten Port Glasgow, die Ruinen des Schlosses Newark und Greenock mit seinem buntbewimpelten Mastenwald ein abwechslungsreiches Panorama, von dem sich das Auge nur ungern trennte.

Diese Aussicht gewann noch an Reiz, wenn man den Hauptturm des Landhauses erstieg, von wo aus eine weite Strecke bis zum Horizont zu überschauen war.

Diesen viereckigen Turm, mit leichten, an drei Ecken seiner Plattform angesetzten Ausbauten, mit seinen Zinnen

und Schießscharten, den auch ein Gürtel ausgezahrter Steine umschloß, überragte an der vierten Ecke noch ein achtseitiges Türmchen. Hier erhob sich der Flaggenmast, den man in dieser Gegend überhaupt auf dem Dach jedes Hauses ebenso sicher wiederfindet, wie am Heck der Schiffe des Vereinigten Königreichs. Diese Art Donjon neueren Datums beherrschte also sämtliche zum eigentlichen ›Cottage‹ gehörenden Baulichkeiten mit ihren unregelmäßigen Dächern, den fast nach Gutdünken angebrachten Fenstern, den vielförmigen Vorbauten, mit den die Fenster umrahmenden Gesimsen und den am oberen Ende verzierten Schornsteinen, alles in allem geschmackvolle Phantasien, welche die angelsächsische Architektur überhaupt liebt.

Hier auf der Plattform des oberen Turms, unter der Nationalflagge, die sich bei der Brise vom Firth of Clyde entfalte, verträumte Miss Campbell gern manche Stunde des Tages. Sie hatte sich da oben ein reizendes Plätzchen zurechtgemacht, wo sie – in der freien Luft wie auf einer Sternwarte – bei jeder Witterung, geschützt vor Wind, Sonnenbrand und Regen, lesen, schreiben und schlummern konnte. Hier mußte man sie meistens suchen. Befand sie sich nicht hier, dann ging sie ihrer Neigung folgend in den Alleen des Parks spazieren, allein oder in Begleitung von Mrs. Bess, wenn ihr feuriges Roß sie nicht durch die umgebende Landschaft trug, wobei ihr der getreue Patridge folgte, der sein Pferd tüchtig antreiben mußte, um hinter der jungen Herrin nicht zurückzubleiben.

Aus der zahlreichen Dienerschaft des Cottage müssen wir besonders die beiden genannten Leute hervorheben, die schon von Jugend auf mit der Familie Campbell gewissermaßen verwachsen waren.

Elisabeth, die ›Luckie‹, die Mutter – wie man die Hausverwalterin in den Hochlanden Schottlands gern nennt – zählte damals ebensoviele Jahre, wie sie Schlüssel an ihrem gewaltigen Bund trug, und das waren nicht weniger als 47. Sie stellte eine wirklich umsichtige, ordentliche, ernste, gesetzte Herrscherin des Hauswesens vor, das hier auch in allem Umfang ihrem Ressort angehörte. Vielleicht meinte sie gar, die beiden Brüder Melvill, obwohl diese älter waren als sie, selbst aufgezogen zu haben; jedenfalls widmete sie wenigstens Miss Campbell die mütterlichste Sorgfalt.

Neben dieser schätzenswerten Intendantin figurierte der Schotte Patridge, ein seinen Herren bedingungslos ergebener Diener, der noch den alten Gewohnheiten seines Clans treu geblieben war. Unveränderlich bekleidet mit dem Nationalkostüm der Bergschotten, trug er die bunte hohe Mütze, den Schurz aus großkariertem Wollstoff, der ihm über den kurzen Rock bis zum Knie herabhing, den Pouch, eine Art Beutel aus langen Fasern, die hohen durch rautenförmig geflochtene Schnüre gehaltenen Gamaschen und die gebräuchliche Fußbekleidung mit Sandalen aus Rindsleder.

Eine Mrs. Bess als Wirtschafterin, und einen Patridge als Schutz des Hauses, was konnte es mehr bedürfen, um sich hienieden der Sicherheit häuslicher Ruhe zu erfreuen?

Der Leser wird bemerkt haben, daß Patridge bei Beantwortung der Fragen der Brüder Melvill, als er von dem jungen Mädchen sprach, nur »Miss Campbell« sagte.

Hätte der wackere Schotte sie nämlich »Miss Helena«, also bei ihrem Taufnamen genannt, würde er sich eines groben Verstoßes gegen die Regeln schuldig gemacht haben,

welche die gesellschaftliche Stellung der Personen bezeichnen – eine Verletzung des Anstands, die man speziell mit dem Wort ›Snobismus‹ zu kennzeichnen pflegt.

In der Tat trägt die letzte, respektive die einzige Tochter einer Familie aus den vornehmen Ständen niemals ihren Taufnamen. Wäre Miss Campbell die Tochter eines Pairs gewesen, wäre sie »Lady Helena« genannt worden; der Zweig der Campbells aber, zu dem sie gehörte, war nur in Seitenlinie und ziemlich entfernt verwandt mit der direkten Linie des Paladin Sir Colin Campbell, dessen Ahnen bis zu den Kreuzzügen zurückreichen. Seit mehreren Jahrhunderten schon hatten sich die aus dem gemeinsamen Stamm hervortretenden Zweige getrennt, von der Linie des ruhmreichen Ahnherrn, an den die Clans von Argyle, von Breadalbane, von Lochnell und andere anknüpfen; so entfernt sie diesen auch stand, fühlte Helena doch von ihrem Vater her in ihren Adern ein wenig Blut rollen von dem Blut jener weitberühmten Familie.

Außer eine stammesechte Miss Campbell war sie jedoch auch eine wahre Schottin, eine jener edlen herrlichen Töchter von Thule mit blauen Augen und blonden Haaren, deren von Findon oder Edwards gemaltes Porträt, wenn es mitten unter die Minnas, Brendas, Amy Robsarts, Flora Mac-Ivors, Diana Vernons, die Miss Wardour, Catherine Glovers oder Mary Avenels plaziert wurde, die ›Keepsakes‹ (Sammlungen von Erzählungen) nicht verunziert hätte, in denen die Engländer die schönsten weiblichen Typen ihres großen Romaniers zusammenzustellen lieben.

Wirklich, sie war reizend, diese Miss Campbell. Jedermann bewunderte ihr hübsches Gesicht mit den blauen Augen – dem Blau der schottischen Seen, wie man gern sagt

–, ihre mittelgroße, aber elegante Figur, den etwas stolzen Gang, ihre meist ein wenig träumerische Physiognomie, wenn nicht ein leicht ironischer Anflug ihre Züge belebte, endlich überhaupt die ganze von Grazie und Vornehmheit zeugende Erscheinung.

Und Miss Campbell war nicht nur schön, sie war auch gut-herzig. Reich durch ihre beiden Onkel, vermied sie es doch stets, prahlsüchtig zu erscheinen. Mitleidigen Herzens, bemühte sie sich vielmehr, das alte gälische Sprichwort zu bestätigen: »Möchte die Hand, die sich öffnet, stets voll sein!«

Vor allem hing sie mit ganzem Herzen an ihrer heimatlichen Provinz, an ihrem Clan und ihrer Familie, mit einem Wort, sie war mit Leib und Seele eine echte Schottin. Sie hätte ohne Bedenken dem niedrigsten Sawney den Vortritt vor dem größten und reichsten John Bull zugestanden, die patriotischen Fibern ihres Herzens erzitterten wie die Saiten einer Harfe, wenn von der Stimme eines Bergbewohners im Land ein nationaler Pibroch der Hochländer an ihr Ohr schlug.

De Maistre hat gesagt: »Es gibt in uns zwei Wesen: ›Ich und der Andere‹.«

Dieses ›Ich‹ der Miss Campbell drückte sich aus in dem ernsten, überlegenden Wesen, welches das Erdenleben ebenso vom Standpunkt der Pflichten, wie der Rechte ins Auge faßte. Der ›Andere‹ verriet sich in der romantischen, etwas zum Aberglauben neigenden Natur, welche die wunderbaren Sagen liebt, die in der Heimat Fingals naturgemäß so leicht auftauchen. Etwas verwandt mit den Lindamires, den vielbewunderten Heroinnen der Ritterromane, durchstreifte sie die benachbarten Täler und Schluchten, um dem

›Dudelsack von Strathdearne‹ zu lauschen, wie die Hochländer den Wind nennen, wenn er durch einsame Alleen hinwegweht.

Die Brüder Sam und Sib liebten beide gleichermaßen jenes ›Ich‹ und jenes ›Andere‹ von Miss Campbell; doch wir dürfen nicht verheimlichen, daß wenn das erstere sie durch seine Vernünftigkeit entzückte, das andere sie zuweilen ganz außer Fassung brachte durch unerwartete Antworten, durch launenhafte Ahnungen und durch plötzliche Seitensprünge in das Reich der Träume.

War es nicht dieser zweite Teil ihrer Natur gewesen, der auf den Vorschlag der Brüder eine so bizarre Antwort gegeben hatte?

›Mich verheiraten?‹ würde das ›Ich‹ gesagt haben. ›Mr. Ursiclos heiraten? ... Wollen sehen ... davon können wir ja später sprechen.‹

›Nicht eher, als bis ich – den Grünen Strahl gesehen habe!‹ hatte die ›Andere‹ in ihr eingewendet.

Die Brüder Melvill sahen einander verblüfft an, während Miss Campbell es sich in dem großen gotischen Lehnstuhl in der Fensternische bequem machte.

›Was versteht sie unter dem Grünen Strahl?‹ fragte Bruder Sam.

›Und warum will sie den Grünen Strahl sehen?‹ antwortete Bruder Sib.

Warum? Das werden wir sofort erfahren.

### 3. DER ARTIKEL DER ›MORNING POST‹

Am selben Tag, an dem sich die im vorhergehenden geschilderte Szene abspielte, hätten Liebhaber von Merkwürdigkeiten folgendes in der ›Morning Post‹ lesen können:

»Haben Sie jemals die Sonne beobachtet, wenn sie unter einem Meereshorizont verschwand? – Ja, sicherlich. Sind Sie ihr auch mit dem Blick gefolgt bis zu dem Moment, wo sie, wenn der obere Rand ihrer Scheibe den Wasserrand berührt, gerade gänzlich untergehen will? – Höchstwahrscheinlich. Aber haben Sie dabei die Erscheinung bemerkt, die genau in dem Augenblick auftritt, wo sie uns, vorausgesetzt, daß der dunstlose Himmel eine durch nichts gestörte Fernsicht gewährt, ihren letzten Strahl zusendet? – Nein, vielleicht nicht. Nun, sobald sich Ihnen eine Gelegenheit bietet – und das ist nur selten der Fall –, bei der Sie diese Beobachtung machen können, werden Sie wahrnehmen, daß nicht, wie man glauben könnte, ein roter, sondern ein ›grüner‹ Strahl die Netzhaut des Auges trifft, aber ein Strahl von ganz wunderbarem Grün, von einem Farbton, wie ihn kein Maler auf seiner Palette erzeugen kann, einem Grün, das die Natur selbst weder in der so verschiedenen Färbung der Pflanzen, noch in der der klarsten, durchsichtigsten Meere jemals wieder in gleicher Nuance hervorbringt. Wenn es im Paradies Grün gibt, dann kann es nur das hier gemeinte sein, das ohne Zweifel das wirkliche Grün der Hoffnung darstellt!«

So lautete der Artikel der ›Morning Post‹, ein Blatt, das Miss Campbell beim Eintritt in den Salon in der Hand hielt. Die kurze Notiz hatte sie vollkommen eingenommen. Mit enthusiastischer Stimme las sie ihren beiden Onkeln auch die angeführten wenigen Zeilen vor, die in lyrischer Form die Schönheit jenes Grünen Strahls priesen.

Miss Campbell sagte dabei aber nicht, daß gerade dieser Grüne Strahl mit einer alten Legende in Verbindung steht, deren wirklicher Sinn ihr bisher verborgen geblieben war,

eine wie so viele andere überhaupt unerklärte sagenhafte Überlieferung, nach welcher derjenige, der den Grünen Strahl nur einmal gesehen hat, sich in Herzessachen nicht mehr täuschen könne; sein Erscheinen zerstört alle Illusionen und Unwahrheiten; wer so glücklich war, ihn nur einmal wahrzunehmen, sieht dann ebenso klar im eigenen Herzen wie in dem anderer.

Verzeihe man der jungen Schottin der Hochlande das poetische Vertrauen, das die Lektüre des obigen Artikels der ›Morning Post‹ aufs neue belebte.

Als sie Miss Campbells Worte hörten, starrten sich die Brüder Sam und Sib mit großen Augen an.

Bisher hatten sie ohne jenen Grünen Strahl gelebt und waren der Meinung, man könne auch leben, ohne ihn jemals gesehen zu haben.

Damit schien Helena freilich nicht übereinzustimmen, die den wichtigsten Schritt ihres Lebens der Beobachtung dieses immerhin seltsamen Phänomens unterzuordnen verlangte.

»Ah, also das ist es, was man den Grünen Strahl nennt?« sagte Bruder Sam, leise den Kopf bewegend.

»Ja«, erklärte Miss Campbell.

»Der, den du auf jeden Fall sehen willst?« sagte Bruder Sib.

»Und den ich, mit eurer Erlaubnis, liebe Onkel, sehen und, wenn es euch, wie ich erwarte, genehm ist, binnen recht kurzer Zeit sehen werde.«

»Und dann, wenn du ihn gesehen hast?«

»Wenn ich ihn gesehen habe, werden wir von Mr. Aristobulos Ursiclos sprechen können.«

Die Brüder Sam und Sib warfen sich einen sinnigen Blick zu und lächelten einander verständnisinnig an.

»So wollen wir uns bemühen, den Grünen Strahl zu Gesicht zu bekommen«, sagte der eine.

»Ohne nur einen Augenblick zu verlieren«, fügte der andere hinzu.

Aber als sie schon das Fenster des Salons öffnen wollten, hinderte sie Miss Campbells Hand daran.

»Man muß dazu warten, bis die Sonne untergeht«, sagte sie.

»Also diesen Abend . . .«, antwortete Bruder Sam.

»Bis die Sonne am reinsten aller Horizonte verschwindet«, fügte Miss Campbell hinzu.

»Schön, dann werden wir nach dem Essen alle drei zur Rosenheatspitze wandern«, erklärte Bruder Sib.

»Oder wir steigen einfach auf den Turm unseres Hauses«, meinte Bruder Sam.

»An der Rosenheatspitze, wie auf dem Turm des Cottage«, wandte Miss Campbell ein, »erblicken wir keinen anderen Horizont als den der Ufer des Clyde. Es heißt aber ausdrücklich, daß die Sonne an der Linie zwischen Himmel und Wasser beim Untergang ins Meer beobachtet werden solle. Daraus werden meine lieben Onkel die Notwendigkeit erkennen, mich so bald wie möglich unter diese einzig zweckentsprechenden Bedingungen zu versetzen!«

Miss Campbell sprach so ernsthaft und begleitete ihre Wort mit einem so verführerischen Lächeln, daß die Brüder Melvill der Ausführung eines solchen Plans nicht zu widersprechen vermochten.

»Es eilt damit wohl nicht zu sehr?« glaubte doch Bruder Sam bemerken zu müssen.

Und Bruder Sib zögerte nicht, ihm hilfreich beizuspringen mit den Worten:

»Dazu werden wir immer Zeit haben . . . «

Miss Campbell schüttelte neckisch den Kopf.

»Nein, dazu werden wir nicht immer Zeit haben«, erwiderte sie, »und im Gegenteil, die Sache eilt.«

»Wäre es deshalb . . . vielleicht im Interesse von Mr. Aristobulos Ursiclos . . .«, sagte Bruder Sam.

»... dessen Lebensglück, wie es scheint, von der Beobachtung dieses Grünen Strahls abhängt«, setzte Bruder Sib seine Worte fort.

»Zunächst, liebe Onkel, deshalb, weil wir uns schon im Monat August befinden«, antwortete Miss Campbell, »und es also nicht mehr lange dauern kann, bis die Nebel den Himmel Schottlands verdüstern; deshalb, weil es geraten scheint, die schönen Abende, die das Ende des Sommers und der Anfang des Herbstes noch in Aussicht stellen, zu nutzen. Wann reisen wir ab?«

Wenn Miss Campbell freilich noch dieses Jahr mit aller Gewalt den Grünen Strahl kennenlernen wollte, war keine Zeit zu verlieren. Ohne nur einen Tag verstreichen zu lassen, hatte man dann nichts weiter zu tun, als sich unverzüglich nach irgendeinem gegen Westen liegenden Punkt der schottischen Küste zu begeben, sich dort so bequem wie möglich einzurichten, jeden Abend den Sonnenuntergang in Augenschein zu nehmen und endlich auf dessen allerletzten Strahl zu achten. Dann gelang es Miss Campbell vielleicht, bei einigem Glück, ihren etwas phantastischen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, wenn der Himmel die Beobachtung der Erscheinung begünstigte, was freilich ungemein selten ist, wie die ›Morning Post‹ sehr richtig bemerkte.

Es hatte recht, das wohlinformierte Journal.

Zunächst geht es um Ausmachen und Auswahl eines geeigneten Punkts der westlichen Küste, von dem aus die Erscheinung überhaupt beobachtet werden konnte. Um einen solchen zu finden, mußte man wenigstens über den Busen des Clyde hinausgehen.

In der Tat ist diese Einbuchtung seewärts des Firth of Clyde mit allerlei Hindernissen erfüllt, die das Gesichtsfeld einschränken. Da sind die Kyles von Bute, die Insel Arran, die Halbinsel Knapdale und Cantyre, Jura, Islay, lauter aus geologischer Epoche her verstreute Felsenmassen, die den größten Teil der Grafschaft Argyle zu einem Archipel umgestalten und es unmöglich machen, dort einen Kreisabschnitt des Meeres zu entdecken, innerhalb welchem das Auge den Untergang der Sonne beobachten könnte.

Wollte man nun Schottland selbst nicht verlassen, so mußte man sich mehr in den Norden oder den Süden des Landes begeben, wo sich ein unbegrenzter Fernblick bietet, und das auch noch vor dem Auftreten der Herbstnebel ausführen.

Wohin die Reise gehen würde, das war Miss Campbell gleich. Ob an die Küste von Irland, der von Frankreich, Norwegen, Spanien oder Portugal – sie wäre überall mit hingegangen, wo das Strahlengestirn des Himmels sie beim Untergang mit seinem letzten Lichtblitz begrüßen konnte, und ob das den Brüdern Melvill paßte oder nicht, sie mußten ihr eben nachgeben.

Die beiden Onkel beeilten sich also, das Wort zu ergreifen, nachdem sie sich einen fragenden Blick zugeworfen hatten – aber was für einen Blick, und wie durchleuchtete ihn der frohe Schimmer eines feinen diplomatischen Schachzugs!

»Nun gut, meine liebe Helena«, begann Bruder Sam, »es ist ja ganz leicht, deinen Wunsch zu erfüllen. Wir wollen nach Oban gehen.«

»Es liegt auf der Hand, daß es einen geeigneteren Punkt als Oban gar nicht geben kann«, fügte Bruder Sib hinzu.

»Meinetwegen nach Oban«, versetzte Miss Campbell. »Aber hat Oban auch wirklich einen freien Meereshorizont vor sich?«

»Das will ich meinen!« rief Bruder Sam.

»Es hat vielleicht sogar zwei!« bestätigte Bruder Sib.

»Gut, dann reisen wir dahin.«

»Binnen 3 Tagen«, meinte einer der Onkel.

»Binnen 2 Tagen«, sagte der andere, der es für angezeigt hielt, diese kleine Konzession zu machen.

»Nein, morgen«, erklärte Miss Campbell aufstehend, da eben die Tischglocke läutete.

»Morgen ... jawohl, morgen!« sagte Bruder Sam kleinlaut.

»Ich wünschte, wir wären schon da«, äußerte Bruder Sib.

Sie sagten beide die Wahrheit. Warum aber diese Eile? Weil Aristobulos Ursiclos sich seit 14 Tagen zum Landaufenthalt nach Oban begeben hatte; weil Miss Campbell, die davon nichts wußte, sich dort in Gesellschaft dieses jungen Herrn befinden würde, den sie aus allen Gelehrten erwählt hatten, während die Brüder Melvill gar nicht daran zweifelten, daß es in Oban entsetzlich langweilig war. Die jetzt etwas hinterlistigen Brüder setzten nämlich darauf, daß Miss Campbell es zeitig genug überdrüssig werden dürfte, vergeblich auf einen geeigneten Sonnenuntergang zu harren, daß sie dann von ihrer etwas phantastischen Schrulle absehen und dem ihr zugedachten Verlobten die Hand reichen

werde. Doch selbst wenn Helena das geahnt hätte, hätte das auf sie keinen Einfluß gehabt. Die Anwesenheit von Aristobulos Ursiclos wäre nicht dazu angetan, sie zu genießen.

»Bet!«

»Beth!«

»Bess!«

»Betsey!«

»Betty!«

Wieder schallte die ganze Rufnamenreihe durch den Salon; diesmal aber erschien Mrs. Bess in eigener Person und empfing den Befehl, morgen alles zu einer bevorstehenden Abreise bereitzustellen.

Es galt in der Tat zu eilen. Das jetzt über  $30\frac{3}{10}$  Zoll (760 mm) hoch stehende Barometer versprach noch anhaltend gutes Wetter. Wenn man morgen früh abreiste, konnte man noch zu guter Stunde in Oban eintreffen, um den Sonnenuntergang zu beobachten.

Natürlich waren Mrs. Bess und Patridge wegen dieser plötzlichen Reise mit Arbeit überhäuft. Die 47 Schlüssel der wackeren Frau klirrten und klingelten wie die Schellen am Lederzeug eines spanischen Maulesels. Wie viele Schränke, wie viele Kästen gab es da zu öffnen und zu verschließen. Vielleicht blieb das Cottage in Helensburgh auf lange Zeit verlassen. Wer konnte die Launen von Miss Campbell ahnen? Wenn es dem liebenswerten Mädchen nun einfiel, ihrem Grünen Strahl nachzulaufen? Und wenn dieser Grüne Strahl gar damit kokettierte, sich zu verstecken? Wenn nun der Horizont von Oban nicht die zu derartigen Beobachtungen unentbehrliche Klarheit darbot? Wenn es sich nötig machte, einen anderen astronomischen Standpunkt am südlicheren Ufer Schottlands, an dem Englands oder Irlands

aufzusuchen, vom Kontinent ganz zu schweigen? Morgen würde man abreisen, das stand wohl fest; aber wann würde man zum Cottage zurückkehren? Nach 1 oder nach 6 Monaten, nach 1 oder nach 6 Jahren?

»Wie kommt sie nur auf die Idee, den Grünen Strahl sehen zu wollen?« fragte Mrs. Bess, die Patridge nach Kräften unterstützte.

»Ja, weiß ich's?« antwortete Patridge, »doch es muß wohl seinen guten Grund haben, denn unsere junge Herrin tut nichts ohne vernünftige Ursache, das wissen Sie ja so gut wie ich, Mavourneen!«

Mavourneen ist ein Schmeichelwort, das man in Schottland oft und gern verwendet, und dem im Deutschen ungefähr ›mein Schätzchen‹ entspricht. Der vortrefflichen Hausverwalterin mißfiel es auch nicht im geringsten, sich von dem braven Schotten so nennen zu hören.

»Patridge«, antwortete sie, »ich vermute ganz wie Sie, daß dieser Einfall von Miss Campbell, der ihr über Nacht gekommen sein muß, irgendeinen geheimen Hintergedanken bergen möge.«

»Welchen?«

»Oh, wer weiß? Wenn nicht eine Ablehnung, so doch eine Hinausschiebung der Projekte ihrer Onkel.«

»Wahrhaftig«, erwiderte Patridge, »ich begreife nicht, warum die Herren Melvill auf jenen Herrn Ursiclos so reinweg versessen sind. Ist denn das der rechte Mann für unser Fräulein?«

»Halten Sie sich überzeugt, Patridge«, entgegnete Mrs. Bess, »daß sie ihn, wenn er ihr nur zur Hälfte gefällt, überhaupt nicht heiratet. Sie wird ihren Onkeln ein nettes, rundes ›Nein‹ sagen, küßt sie dabei auf die Wangen, und ihre

Onkel werden sofort höchlich erstaunt sein, wie sie an den Genannten nur je haben denken können, an ihn, dessen Anmaßungen mir auch keineswegs gefallen.«

»So wenig, wie mir, Mavourneen!«

»Sehen Sie, Patridge, Miss Campbells Herz gleicht ganz dieser Schublade, die mit einem Sicherheitsschloß versehen ist. Sie allein hat den Schlüssel dazu, und um die Lade zu öffnen, muß sie ihn herausgeben . . . «

»Wenn man ihr ihn nicht wegnimmt«, meinte Patridge, zustimmend lächelnd.

»Das wird nicht geschehen, solange sie ihn sich nicht nehmen lassen will«, versicherte Mrs. Bess, »und da soll der Wind mir doch meine Haube gleich nach dem Glockenturm von St. Mungo entführen, wenn unser junges Fräulein jemals Mr. Ursiclos heiratet!«

»Einen Südländer!« rief Patridge, »einen ›Southerner‹, der, wenn er auch in Schottland geboren ist, doch immer südlich des Tweed gelebt hat!«

Mrs. Bess schüttelte den Kopf. Die beiden Hochländer verstanden sich vollkommen. In ihren Augen gehörten die niedrigen Landesteile kaum zum alten Kaledonien, trotz aller Verträge der Union. Entschieden waren die beiden keine Begünstiger des geplanten Ehebundes; sie erhofften für Miss Campbell eine bessere Partie. Wenn die vorliegende auch unter manchen Gesichtspunkten auch passend erschien, so genügte sie ihnen doch noch nicht.

»Ach, Patridge«, ergriff Mrs. Bess wieder das Wort, »die alten Gewohnheiten der Hochländer waren doch die besten, und ich glaube, daß die Heiraten, zufolge der Sitten der alten Clans, mehr Glück gewährt haben, als das heutzutage der Fall ist.«

»Sie haben nur ein wahres Wort gesprochen, Mavourneen!« antwortete Patridge ernsthaft. »Damals wählte man etwas mehr unter Befragung des Herzens und weniger unter Befragung des Geldbeutels. Das Geld ist ja ganz gut, aber die Zuneigung ist doch noch besser und mehr wert.«

»Jawohl, Patridge, und außerdem hielt man auch darauf, sich kennenzulernen, ehe man an den Altar trat. Erinnern Sie sich noch an die Gepflogenheiten von der Messe zu Saint Olla in Kirkwall? Während ihrer ganzen Dauer, das heißt von Anfang August an, traten die jungen Leute zu Paaren zusammen, und diese Paare nannte man »Bruder und Schwester vom 1. August«. Bruder und Schwester, bildet das nicht eine vortreffliche Vorschule, um später Mann und Frau zu werden? Doch dabei fällt mir ein, daß wir heute gerade den richtigen Tag haben, an dem die Messe von Saint Olla, die Gott wieder ins Leben rufen möge, eröffnet wurde.«

»O würde er Sie erhören!« antwortete Patridge. »Auch Mr. Sam und Mr. Sib selbst wären, wenn sie irgendeiner anderen jungen Schottin zugesellt worden wären, dem allgemeinen Schicksal nicht entgangen, und Miss Campbell würde jetzt in ihrer Familie zwei Tanten mehr zählen.«

»Das geb' ich gern zu, Patridge«, bestätigte Mrs. Bess, »aber nun stellen Sie sich nur einmal vor, heute Miss Campbell an Mr. Ursiclos zu vergeben, da flösse doch gleich der Clyde von Helensburgh bis Glasgow stromaufwärts, wenn diese Verbindung nicht binnen 8 Tagen aus den Fugen ginge!«

Ohne die Unzuträglichkeiten hervorzuheben, die jene jetzt übrigens verschwundenen, den Geschwistern von Kirkwall zugestandenem Vertraulichkeiten mit sich führen konnten, müssen wir doch damit übereinstimmen, daß die Tatsachen Mrs. Bess unzweifelhaft recht gegeben hätten.

Wie dem auch sei, Messen sind um der Geschäfte, nicht um der Heiraten willen da. Wir müssen Mrs. Bess und Partridge also ihrer Trauer überlassen, obwohl die beiden trotz ihres Plauderns keine Minute versäumten.

Die Abreise war festgesetzt, die Stelle für den Landaufenthalt gewählt. In den Journalen der vornehmen Welt las man sicher am nächsten Tag unter der Rubrik ›Ortsveränderungen und Villeggiaturen‹ die Namen der beiden Brüder Melvill und von Miss Campbell als abgereist nach Oban. Doch auf welche Weise sollte diese Ortsveränderung vor sich gehen? Diese Frage harrete noch der Lösung.

Zwei verschiedene Wege bieten sich, nach jener kleinen Stadt zu gelangen, die an der Meerenge von Mull, einige 100 Meilen nordwestlich von Glasgow liegt.

Der eine ist ein Landweg. Man fährt nach Bowling, berührt nachher, über Dumbarton und am rechten Ufer des Leven entlang, Balloch am Ende des Lomond, überschreitet diesen herrlichsten See Schottlands mit seinen dreißig Inseln zwischen dessen historischen Gestaden, an die sich, im Land Rob Roys und Robert Bruces, das Andenken der MacGregor und der MacFarlane knüpft; von hier aus kommt man nach Dalmary, und endlich gelangt der entzückte Tourist auf einer Straße, welche die Bergabhänge umkreist, oft nah der Küste verläuft, über Wasserfälle und Fjorde quer durch die Vorläufer der Grampian-Berge hinführt und dabei sich durch Täler hinschlängelt, die von Eichen, Lärchen und

Weiden erfüllt sind, hinunter nach Oban, dessen Uferland sich getrost mit den schönsten Küstenpunkten des ganzen Atlantischen Ozeans messen kann.

Das Ganze ist ein herrlicher Ausflug, den jeder Reisende in Schottland gemacht hat oder doch machen sollte; einen Meereshorizont bietet er freilich in seinem Verlauf nirgends. Die Brüder Melvill, die Miss Campbell diesen Weg vorschlugen, erfuhren deshalb auch nur eine Abweisung.

Die zweite Linie verläuft teils auf Strömen, teils auf dem Meer. Wer diese einschlägt, muß zunächst den Clyde hinabfahren bis zu dem seinen Namen tragenden Golf, dann zwischen den Inseln und Holmen hinsegeln, die diesen wunderlichen Archipel der Riesenhand eines Skeletts ähnlich erscheinen lassen, die diesen Teil des Ozeans umkrallt, und von hier führt er nach der rechten Seite weiter bis zum Hafen von Oban. Das entsprach ganz Miss Campbells Wünschen, für die das hochinteressante Land um den Lomond- und den Catherine-See keine Geheimnisse mehr barg. Übrigens eröffnete sich durch den Zwischenraum zwischen je zwei Inseln, draußen weit jenseits der Meerengen und Golfe, da und dort ein weiter Ausblick über das Meer, dessen kreisrunde Grenze das Wasser bildete. Wenn nun auf dieser kurzen Fahrt in der zurückliegenden Stunde keine Dunstwand den Horizont verdeckte, wäre es ja nicht unmöglich gewesen, jenen Grünen Strahl zu beobachten, dessen Dauer kaum  $\frac{1}{5}$  Sekunde beträgt.

»Du begreifst, Onkel Sam«, sagte Miss Campbell, »und siehst ein, Onkel Sib, daß es sich eben nur um einen Moment handelt. Wenn ich gesehen habe, wonach mich verlangt, ist die Reise als vollendet zu betrachten und es wird zwecklos, sie noch bis Oban auszudehnen.«

Das stimmte mit den heimlichen Motiven der Brüder Melvill freilich nicht überein. Sie wollten sich für einige Zeit in Oban häuslich niederlassen – wir wissen ja, weshalb – und verlangten gar nicht danach, durch ein zu schnelles Auftreten jenes Phänomens ihre Projekte zerstört zu sehen.

Da Miss Campbells Stimme von jeher die tonangebende war, und sie für den Seeweg eintrat, wurde denn auch dieser gewählt, und vom Landweg war keine Rede mehr.

»Zum Kuckuck mit diesem Grünen Strahl!« platzte Bruder Sam heraus, als Helena den Salon verlassen hatte.

»Und mit denen, die ihn erfunden haben!« tönte das Echo seines Bruders Sib.

#### 4. DEN CLYDE STROMABWÄRTS

In der ersten Morgenstunde des folgenden Tages, des 2. August, bestieg Miss Campbell in Begleitung der Brüder Melvill und gefolgt von Patridge und Mrs. Bess den Frühzug in der Bahnhofshalle von Helensburgh. Sie wollten rechtzeitig in Glasgow den Dampfer erreichen, der bei seinen täglichen Touren zwischen der Metropole und Oban an keinem Küstenpunkt des Golfs anlegt.

Um 7 Uhr setzte der Zug die fünf Passagiere in der Ankunftshalle des Glasgower Bahnhofs ab, und ein Wagen fuhr sie zur Broomielaw Bridge.

Dort erwartete der Dampfer ›Columbia‹ seine Fahrgäste; aus seinen beiden Schornsteinen wirbelte in dichten Wolken schwarzer Rauch empor, der sich mit dem noch ziemlich dicken Nebel auf dem Clyde mischte; schon fing jedoch der Morgendunst an sich aufzulösen und die bisher bleierne Sonnenscheibe schmückte sich bereits mit einigen goldenen Tinten. Alles versprach einen schönen Tag.

Nachdem ihr Reisegepäck an Bord gebracht war, schifften sich Miss Campbell und ihre Begleiter sofort ein.

Eben jetzt sandte die Deckglocke etwaigen Nachzüglern das dritte und letzte Zeichen zu. Dann stellte der Mechaniker die Maschine an, die einmal vor- und dann rückwärts rotierenden Schaufelräder wirbelten mächtige gelbliche Wellen auf, ein langer Pfiff, die Taue an Land wurden losgeworfen und die ›Columbia‹ glitt bald in dem breiten Strom dahin.

Im Vereinigten Königreich kommen Reisende schwer dazu, sich zu beklagen. Es sind lauter prächtige Boote, welche die Transportgesellschaften ihnen zur Verfügung stellen. Da gibt es keinen noch so beschränkten Wasserlauf, keinen noch so kleinen See oder engen Golf, der nicht tagtäglich von eleganten Dampfern durchfurcht würde. Es ist also gar nicht zu verwundern, daß der Clyde in dieser Beziehung besonders bevorzugt erscheint. Längs der Broomielaw Street, an den Rampen des Dampfbootkais liegen auch, am Heck wie am Achter mit lebhaften Farben geschmückt, unter denen Gold und Zinnober um den Vorrang streiten, immer rauchend und bereit, viele Dampfer, um nach allen Richtungen abzugehen.

Die ›Columbia‹ machte keine Ausnahme von dieser Regel. Sehr lang, am Bug sehr schlank gebaut, in der Wasserlinie sehr fein gehalten und versehen mit einer mächtigen Maschine, die Schaufelräder von großem Durchmesser trieb, gehörte sie zu den schnellsten Schiffen des Hafens. Das Innere bot in den Salons, den Einzelkabinen und Speisesälen jeden erdenklichen Komfort; das Deck überragte ein geräumiges sogenanntes Spardeck mit Bänken und einzelnen, gar

noch gepolsterten Sitzplätzen und – durch ein Zelt von Segelleinwand vor den Sonnenstrahlen geschützt – eine wirkliche, von einem zierlichen Bordgeländer umschlossene Terrasse, wo die Passagiere die frische Luft und die herrliche Aussicht genossen.

An Reisenden fehlte es nicht. Sie kamen fast von überallher, aus Schottland wie aus England. Der Monat August wird hier mit Vorliebe zu Ausflügen benützt, und darunter sind wiederum die längs des Clyde und nach den Hebriden vor allem beliebt. Hier gab es Familien von erstaunlicher Kopfzahl, die der Himmel offenbar ganz besonders gesegnet hatte; muntere junge Mädchen, etwas ruhigere junge Leute und Kinder, die schon an die kleinen Zufälligkeiten einer solchen Fahrt gewöhnt schienen; ferner Geistliche, die man überhaupt viel auf allen Dampfern antrifft, mit dem hohen Seidenhut auf dem Kopf, dem langen schwarzen Überrock mit Stehkragen und die weiße Krawatte über die Weste hängend; dazu mehrere Bauern mit schottischen Mützen, die durch ihr Benehmen ein wenig an die schwerfälligen alten ›Bonnet Lairds‹ erinnerten, wie man sie noch vor 60 Jahren sah; endlich ein halbes Dutzend Fremde, Deutsche, die auch im Ausland eine gewisse nachdenkliche Würde bewahren, und zwei oder drei Franzosen, die auch außerhalb Frankreichs die angeborene Liebenswürdigkeit nicht verläßt.

Hätte Miss Campbell den meisten ihrer Landsleute geähnel, die, sobald sie an Bord sind, eine Ecke aufsuchen und während der ganzen Reise kein Sterbenswörtchen sprechen,

dann hätte sie von den Ufern des Clyde nichts weiter gesehen, als was gerade, ohne den Kopf zu wenden, an ihren Augen vorüberzog. Sie aber liebte es umherzuspazieren, einmal nach dem Hinterdeck und dann wieder nach dem Vorderdeck des Dampfers zu gehen, und all die Städte, Burgen, Dörfer und Weiler zu betrachten, mit denen das Uferland in ununterbrochener Reihe übersät ist. Das hatte die notwendige Folge, daß die Brüder Melvill, die sie auf Schritt und Tritt begleiteten, ihr Rede und Antwort standen, ihre Bemerkungen bestätigten und ihre Beobachtungen zu wiederholen suchten, zwischen Glasgow und Oban keine ruhige Stunde finden konnte. Übrigens dachten sie gar nicht daran, sich zu beklagen, weil das ja zu ihrer Funktion als Leibgarde gehörte, und sie unterzogen sich dem gleichsam instinktiv, während sie nur gelegentlich eine frische Prise austauschten, die sie bei guter Laune hielt.

Mrs. Bess und Patridge, die auf dem vordersten Teil des Spardecks Platz genommen hatten, plauderten vertraulich über vergangene Zeiten, über verschwundene Sitten und über die alten, in Auflösung begriffenen Clans. Wo waren sie hin, die früheren Jahrhunderte, die sie noch heute beklagten? Damals verschwand der Horizont des Clyde noch nicht hinter der kohlenstoffreichen Ausdünstung der Fabriken, seine Gestade zitterten nicht bei den schweren Donnerschlägen der Dampfhämmer, seine friedlichen Gewässer wurden nicht durch die Aufwendung von einigen tausend Pferdestärken aufgewühlt!

»Diese schöne Zeit wird auch wiederkommen, und vielleicht noch eher, als man es erwartet«, sagte Mrs. Bess mit überzeugungsvollem Ton.

»Ich hoffe es«, antwortete Patridge ernsthaft, »und mit ihr werden wir die alten Sitten unserer Vorfahren wieder aufleben sehen!«

Inzwischen drängte sich der Vordersteven der ›Columbia‹ schnell zwischen den Ufern des Clyde hin, die wie ein bewegliches Panorama erschienen. Zur rechten Hand zeigte sich an der Mündung des Kelvin das Dorf Patrick mit den geräumigen Docks, in denen man eiserne Schiffe baut, und die denen von Govan auf dem anderen Ufer gegenüberliegen. Welcher Lärm von Eisenplatten und Stangen, welche Wolken von Rauch und Dampf stiegen da empor und verletzten Augen und Ohren des braven Patridge, wie der von Mrs. Bess!

Aber all dieser Höllenspektakel einer regen Industrie, wie der düstere Kohlendunst nahm bald mehr und mehr ab. An Stelle der Zimmerplätze, der offenen Hallen, der hohen Fabrikschornsteine und jener gigantischen Eisengerippe, die mehr den Käfigen einer Menagerie von Mastodons gleichen, traten schon freundliche Wohnhäuser auf, unter Bäumen versteckte Cottages und Villen in angelsächsischem Stil, die auf üppig grünen Hügeln verstreut lagen. Das Ganze bildete eine fast lückenlose Folge von Landhäusern und Schlössern, die gleichsam eine Stadt mit der anderen verknüpften.

Nach der altertümlichen königlichen Burg von Renfrew, auf dem linken Flußufer, erhoben sich zur Rechten die bewaldeten Hügel von Kilpatrick über dem Dorf gleichen Namens, an dem kein Ire vorüberkommen kann, ohne sich zu erkennen zu geben mit dem Ausruf: »Hier wurde Saint Patrick, der Schutzheilige Irlands, geboren!«

Der Clyde, bisher nur ein Strom, begann sich allmählich zum wirklichen Meeresarm auszubreiten; Mrs. Bess und Partridge begrüßten die Ruinen von Dunclas Castle, die einige alte Erinnerungen aus der Geschichte Schottlands wachrufen; ihre Augen wendeten sich dagegen ab von dem Obelisk, der einst zu Ehren Harry Bells, des Erfinders jenes ersten mechanischen Fahrzeugs, dessen Räder die friedlichen Wasser störten, errichtet wurde.

Wenige Meilen weiter betrachteten die Touristen, ihren Bäderer oder Murray in der Hand, das Schloß Dumbarton, das sich auf einem Basaltfelsen über 500 Fuß hoch erhebt. Von den beiden Kegeln des Berggipfels führt der eine noch den Namen ›der Thron Wallaces‹, eines der Helden des Unabhängigkeitskampfes.

In diesem Augenblick glaubte sich ein Herr von der Kommandobrücke aus – ohne daß ihn jemand darum ersucht hätte, aber auch ohne daß es jemand einfiel, das nicht hübsch zu finden – verpflichtet, einen kleinen geschichtlichen Vortrag zur Belehrung seiner Reisegefährten zu improvisieren. Eine halbe Stunde später war es keinem Passagier der ›Columbia‹ – vorausgesetzt, daß er sich eines gesunden Gehörorgans erfreute – mehr gestattet, nicht zu wissen, daß höchstwahrscheinlich schon die Römer Dumbarton befestigt hatten, daß dieser historische Felsen sich zu Anfang des 13. Jahrhunderts in eine königliche Festung verwandelt, daß er, gemäß einer Konvention im Unionsvertrag, zu den vier Plätzen des Königreichs Schottland gehört hatte, die nicht geschleift werden dürfen, daß Maria Stuart im Jahr 1548 von diesem Hafen aus nach Frankreich abreiste, wo ihre Verheiratung mit Franz II. sie zur ›Königin von einem Tag‹ machen sollte, und endlich, daß hier im Jahr 1815 Napoleon

in Haft gehalten wurde, bis das Ministerium Castlereagh zu dem Entschluß kam, ihn auf St. Helena zu internieren.

»Das ist ja ungemein lehrreich«, sagte Bruder Sam.

»Lehrreich und interessant«, antwortete Bruder Sib. »Dieser Herr verdient unser aller Dank!«

Und wirklich, die beiden Onkel hatten kein Wort von dem ganzen Vortrag verloren; sie zauderten auch gar nicht, dem unerwarteten Lehrer der Geschichte ihre gerechte Billigung für seine Bemühungen zu erkennen zu geben.

In ihre eigenen Gedanken vertieft, hatte Miss Campbell nichts von der historischen Lektion gehört. In diesem Augenblick entbehrte die Sache für sie alles Interesses. Sie richtete nicht einmal den Blick nach den am rechten Stromufer gelegenen Ruinen des Schlosses von Cardross, wo Robert Bruce starb. Ihre Augen suchten, freilich vergeblich, einen Meereshorizont; einen solchen konnte sie aber nicht eher wahrnehmen, als bis die ›Columbia‹ diese Kette von Ufern, Vorgebirgen und Hügeln hinter sich hatte, die den Golf des Clyde umgrenzen. Übrigens glitt der Dampfer eben an dem Städtchen Helensburgh vorüber.

Port Glasgow, die Überreste des Schlosses von Newark, wie die Halbinsel Rosenheat konnte das junge Mädchen aber tagtäglich von den Fenstern ihres Cottage aus sehen. Ja, es schien ihr fast, als folge der Dampfer nur den launischen Windungen eines Wasserlaufs in einem größeren Park.

Und warum hätten sich ihre Gedanken weiterhin verirren sollen in die Hunderte von Fahrzeugen aller Art, die sich in den Hafenbecken von Greenrock, an der Mündung des Stroms, zusammendrängen? Welche besondere Bedeutung hatte es für sie, daß der berühmte unsterbliche Watt

in dieser Stadt von 40.000 Einwohnern geboren war, die man als den industriellen und kommerziellen Vorort Glasgows zu betrachten gewohnt ist? Warum hätten ihre Blicke, 3 Meilen weiter hinaus, auf dem Dorf Gourock am linken, oder auf dem Dorf Dunoon am rechten Ufer haften sollen, an den tiefeingeschnittenen buchtenreichen Fjorden, welche die Küstenlinie der Grafschaft Argyle so vielfach durchbrechen, daß sie fast dem Schärengürtel Norwegens ähnelt?

Nein, Miss Campbells Blicke suchten voller Ungeduld nur den in Ruinen liegenden Turm von Leven. Erwartete sie da irgendeinen Burggeist zu sehen? Nicht im mindesten; sie wollte nur die erste sein, die das Auftauchen des Pharus von Clock meldete, der den Ausgang des Firth of Clyde beleuchtet.

Der Leuchtturm erschien endlich, gleich einer riesigen Lampe, hinter einer Krümmung der Ufer.

»Clock, Onkel Sam«, rief sie, »Clock, Clock!«

»Ganz richtig, Clock«, antwortete Bruder Sam, mit der Sicherheit und Genauigkeit eines Echos der Hochlande.

»Das Meer, Onkel Sib!«

»In der Tat das Meer«, bestätigte Onkel Sib.

»Wie herrlich das ist!« wiederholten beide Onkel.

Man hätte vermuten können, daß sie es zum ersten Mal sehen.

Hier war kein Irrtum möglich; draußen über der Öffnung des Golfs breitete sich der Meereshorizont aus.

Inzwischen hatte die Sonne noch nicht die Hälfte ihres Tageslaufs zurückgelegt. Unter dem 57. Breitengrad mußten mindestens noch 7 Stunden vergehen, bevor sie in der

Salzflut untertauchen konnte, 7 Stunden quälender Ungeduld für Miss Campbell! Übrigens erstreckte sich dieser Horizont mehr nach der südwestlichen Seite des Himmels, das heißt, er bildete ein Segment, welches das Tagesgestirn nur zur Zeit des Wintersolstitiums streifen konnte. Dort also war der Eintritt der fraglichen Erscheinung bestimmt nicht zu suchen, sondern weiter im Westen, selbst etwas nach Norden, da die ersten Tage des August den Äquinoktien des Septembers noch um 6 volle Wochen vorangehen.

Doch darauf kam es unseren Reisenden weniger an, es war doch ein Meereshorizont, der sich jetzt vor dem Blick von Miss Campbell ausbreitete. Jenseits des Zwischenraums zwischen den Inseln Cumbray, jenseits der großen Insel Butte, deren Profil durch feinen Dunst gemildert erschien, und jenseits der kleinen Käme des Aisla Craig und der Berge von Arran flossen der Himmel und das Wasser in einer wie mit dem Lineal gezogenen Linie zusammen.

Völlig in Gedanken versunken und ohne ein Wort zu sprechen, gab sich Miss Campbell der Betrachtung des vor ihr liegenden Bildes hin. Auf der Kommandobrücke unbeweglich stehend, warf die Sonne nur einen kurzen Schatten zu ihren Füßen. Sie schien die Länge des Bogens zu messen, der jene noch von dem Punkt trennte, wo ihre Scheibe in die Gewässer des Archipels der Hebriden untertauchen mußte ... vorausgesetzt, daß der jetzt so reine Himmel dann nicht von dem Nebel der Dämmerung verhüllt wurde.

Da weckte eine Stimme die junge Träumerin aus ihren sinnenden Gedanken.

»Es ist Zeit«, sagte Bruder Sib.

»Zeit? Wozu, lieber Onkel?«

»Es ist Zeit zu frühstücken«, erklärte Bruder Sam.

»Nun gut, dann gehen wir zum Frühstück«, erklärte Miss Campbell.

#### 5. VON EINEM DAMPFER ZUM ANDERN

Nach der zur Hälfte warmen, zur Hälfte kalten Mahlzeit – im ›dining-room‹ der ›Columbia‹, war ein vortreffliches Frühstück nach englischer Sitte aufgetragen worden – kehrten Miss Campbell und die Brüder Melvill aufs Deck zurück.

Helena konnte einen Aufschrei der Enttäuschung nicht unterdrücken, als sie ihren Platz auf dem Spardeck wieder eingenommen hatte.

»Wo ist mein Horizont hin?« rief sie.

Allerdings, ihr Horizont war nicht mehr vorhanden, sondern vor nur wenigen Minuten verschwunden. Der Dampfer lief jetzt, mit dem Bug nach Norden, durch die lange Meerenge des Kyles of Bute.

»Das ist nicht schön, Onkel Sam!« beklagte sich das junge Mädchen und verzog schmollend den feingeschnittenen Mund.

»Aber mein liebes Kind . . .«

»Ich werde mir's merken, Onkel Sib!«

Die beiden Brüder wußten nicht, was sie antworten sollten, und doch konnte unmöglich jemand sie dafür verantwortlich machen, daß die ›Columbia‹ nach Änderung der vorher eingehaltenen Richtung jetzt Richtung Nordwesten dampfte.

Es gibt nämlich zwei verschieden Routen, um auf dem Wasserweg von Glasgow nach Oban zu gelangen.

Der eine, dem die ›Columbia‹ nicht gefolgt war, ist der weit längere. Nach dem Anlaufen von Rothesay, dem Hauptort der Insel Bute, der von seinem alten, aus dem 11.

Jahrhundert stammenden Schloß beherrscht und nach Westen von tiefen Tälern umrahmt wird, die ihn gegen rauhe Winde von der Seeseite schützen, kann der Dampfer noch weiter den Golf von Clyde hinabgehen, das östliche Ufer der Insel passieren; dabei kam er in Sicht von Groß- und Klein-Cumbray vorüber und gelangte in gleicher Richtung bis zum südlichen Teil der Insel Arran, die fast gänzlich, vom Fuß ihres Felsenuntergrunds bis zum Gipfel des Goatfell, der ziemlich 800 Meter über das Meer emporsteigt, dem Herzog von Hamilton gehört. Hierauf legte der Steuermann das Ruder um, so daß die Kompaßnadel sich weiter nach Westen dreht; man umsegelt die Insel Arran, ferner den langen Vorsprung der Halbinsel Cantyre, fährt an der Westküste hinauf, dringt durch den zwischen den Inseln Islay und Jura sich hinziehenden Sund in die Gigha-Straße ein und erreicht dann den weit offenen Kreisabschnitt des Firth of Lorn, dessen kurzer Schenkel ihn ein wenig oberhalb Oban abschließt.

Wenn Miss Campbell alles in allem irgendeinen Grund hatte, darüber zu klagen, daß die ›Columbia‹ nicht diesen Kurs eingeschlagen hatte, so hatten vielleicht auch die beiden Onkel Ursache, es zu bedauern. Wenn man nämlich längs des Küstengeländes von Islay hinfährt, wäre ihren Blicken der alte Stammsitz der MacDonalds erschienen, die, zu Anfang des 17. Jahrhunderts besiegt und vertrieben, den Campbells weichen mußten. Vor dem Schauplatz einer historischen Tatsache, die sie selbst so nah berührte, hätten die Brüder Melvill, ohne hier von Mrs. Bess und Patridge zu reden, ihre Herzen gewiß kräftiger und schnell, aber unisono klopfen gefühlt.

Was Miss Campbell betrifft, so hätte sich der so bedauerte Horizont länger ihrer Bewunderung dargeboten. Von der

Spitze von Arran bis zum Vorgebirge Cantyre liegt das Meer nämlich nach Süden zu offen; vom Mull of Cantyre bis zur äußersten Spitze von Islay dehnt es sich nach Westen hin frei aus, das heißt, hier glitzert die ungeheure Wasserfläche, die erst die Küste Amerikas in einer Entfernung von 3.000 Meilen begrenzt.

Dieser Weg aber ist lang, manchmal beschwerlich, wenn nicht gar gefährlich, und ein Passagierdampfer muß auch mit denjenigen Touristen rechnen, die vor den Wechselfällen einer oft stürmischen Fahrt zurückschrecken, wenn es gilt, der starken hohlen See in der Gegend der Hebriden Trotz zu bieten.

Die Ingenieure – Lesseps im kleinen – haben die Idee gehabt, aus dieser Halbinsel von Cantyre eine wirkliche Insel zu machen. Dank ihren Arbeiten, ist in deren nördlichem Teil der Kanal von Crinan ausgehoben worden; er verkürzt die Reise um wenigstens 200 Meilen und erfordert nur 3 bis 4 Stunden zur Durchfahrt.

Auf diesem Weg hielt sich die ›Columbia‹ auf ihrer Fahrt nach Oban, immer zwischen den Lochs und Meerengen, mit keinem anderen Ausblick als den auf Küsten, Wälder und Berge. Von allen Passagieren war übrigens Miss Campbell zweifellos die einzige, welche die andere Route vorgezogen hätte, doch sie mußte sich wohl oder übel fügen. Vorausichtlich fand sie ja den ersehnten Meereshorizont ein wenig oberhalb des Kanals von Crinan, einige Stunden später und jedenfalls noch eher wieder, als die Sonne ihre Scheibe ins Meer versenken konnte.

In dem Augenblick, als die Touristen, die sich im ›dining-room‹ ein wenig verspätet hatten, auf das Deck zurückkamen, berührte die ›Columbia‹ am Eingang des Loch Ridden

fast die kleine Insel Elbangleig, die letzte Veste, auf die sich der Herzog von Argyle flüchtete, ehe der im Kampf für die politische und religiöse Befreiung Schottlands ehrenvoll unterlegene Held seinen Kopf nach Edinburgh unter das Fallbeil der schottischen Guillotine trug. Dann wandte sich der Dampfer wieder nach Süden, ging die Meerenge von Bute hinunter inmitten jenes bewunderungswürdigen Panoramas von baumlosen oder bewaldeten Inseln, über denen ein leichter Dampf zu ruhen schien, der ihre schroffen Profile abrundete. Nachdem er endlich das Kap Ardlamont umschiffte hatte, schlug er durch den Loch Fyne wieder eine nördliche Richtung ein, ließ auf der Küste von Cantyre das Dorf East Tarbert zur Linken, glitt am Kap Ardrishaig hin und erreichte an der Burg von Lochgilphead den Eingang des Kanals von Crinan.

Hier mußten die Reisenden die ›Columbia‹ verlassen, die für die Dimensionen des Kanals zu groß ist. Dieser Durchstich, dessen Niveau-Unterschied durch 15 Schleusen ausgeglichen wird, eignet sich in seinem 9 Meilen langen Lauf nur für schmale Fahrzeuge von geringem Tiefgang.

Ein kleines Dampfboot, die ›Linnet‹, erwartete die Passagiere der ›Columbia‹. Der Umstieg ging binnen wenigen Minuten vonstatten. Jedermann richtete sich nach Belieben auf dem Spardeck des Dampfers ein; dann schlüpfte die ›Linnet‹ raschen Laufs zwischen den Rändern des Kanals hin, während ein ›Bagpiper‹, das ist ein Dudelsackpfeifer im Nationalkostüm, sein Instrument ertönen ließ. Es gibt kaum etwas Melancholischeres als jene wunderlichen Lieder, die von den Baßtönen dreier Schnarrpfeifen begleitet werden,

die nur zwei Töne zu erzeugen imstande sind, während ihnen die Halbtöne gänzlich fehlen, ganz wie in den alten Weisen vergangener Jahrhunderte.

Es ist eine reizende Fahrt durch diesen Kanal, der bald zwischen hohen steilen Ufern sich hinwindet, bald sich der Seite eines mit Gebüsch bestandenen Hügels anschmiegt, der hier durch offenes Land verläuft, dort sich durch enge Felsenmauern zwängt. An den Schleusen gibt es selbstverständlich einigen Aufenthalt. Während die betreffenden Leute das Schiff möglichst rasch heben oder senken, bieten junge Männer und junge Mädchen, die Kinder des Landes, den Touristen frisch gemolkene Milch an und sprechen dabei jenes gälische Idiom, dessen sich die alten Kelten der einst bedienten, eine Sprache, die ein Fremder gar nicht und selbst ein Engländer nur selten versteht.

6 Stunden später – an einer der Schleusen, die schlecht funktionierte, war ein Aufenthalt von 2 Stunden entstanden – verschwanden allmählich die Weiler und Höfe der sonst etwas traurigen Gegend, wie die ungeheuren Sümpfe von Add, die sich an der rechten Seite des Kanals ausdehnen. Die ›Linnet‹ hielt beim Dorf Ballanoch kurze Zeit an.

Hier mußte ein zweitesmal umgestiegen werden. Die Passagiere der ›Columbia‹, jetzt die der ›Glengarry‹, dampften nun nach Nordwesten, um aus der Bucht von Crinan herauszukommen und die Landspitze zu umschiffen, auf der sich das alte Feudalschloß Duntroon Castle erhebt.

Seit jenem kurzen Augenblick, bei der Umseglung der Insel Bute, war der Meereshorizont noch nicht wieder erschienen.

Man versteht leicht Miss Campbells Ungeduld. Auf diesen, nach allen Seiten eingeschlossenen Gewässern hätte

sie eher geglaubt, mitten in Schottland, in der Gegend der Landseen, im Land Rob Roys zu sein. Überall pittoreske Inseln mit weichen Wellenlinien und von Weiden und Lärchen bestanden.

Endlich überholte die ›Glengarry‹ die Nordspitze der Insel Jura, und zwischen dieser Spitze und der kleinen Insel Scarba, die davon losgelöst ist, erschien die ausgedehnte Fläche des Meeres, die sich mit dem unteren Himmelsrand berührte.

»Nun, da sieh, liebe Helena«, sagte Bruder Sam, während seine Hand nach Westen deutete.

»Es war ja nicht unser Fehler«, fügte Bruder Sib hinzu, »wenn diese verzwickten Inseln, die der Gottseibeius versenken möge, dir den Ausblick eine Zeitlang gehemmt haben.«

»Ihr seid vollständig entlastet, liebe Onkel«, antwortete Miss Campbell, »aber ich wünsche doch, daß so etwas nicht wieder vorkommt.«

## 6. DER STRUDEL VON CORRYVREKAN

Es war jetzt 6 Uhr abends. Die Sonne hatte höchstens vier Fünftel ihrer Bahn durchlaufen, und aller Wahrscheinlichkeit nach mußte die ›Glengarry‹ Oban erreichen, bevor das Tagesgestirn in den Wogen des Atlantischen Ozeans zur Ruhe gegangen war. Miss Campbell konnte also glauben, daß ihre Wünsche vielleicht noch diesen Abend in Erfüllung gehen würden. Der wolken- und dunstlose Himmel schien ganz wie geschaffen zur Beobachtung der Erscheinung, und der Meereshorizont mußte zwischen den Inseln Oronsay, Colonsay und Mull während dieses letzten Teils der Fahrt immer sichtbar bleiben.

Da sollte ein unvorhergesehenes Ereignis die Fahrt des Dampfers um einiges verzögern.

Von ihrer fixen Idee beherrscht und immer am selben Platz ausharrend, verlor Miss Campbell niemals die Kreislinie aus den Augen, die sich zwischen den zwei Inseln ausdehnte. An der Berührungsstelle mit dem Himmel bildete der Widerschein ein glänzendes Dreieck, dessen letzte Farbtöne an der Flanke der ›Glengarry‹ erstarben.

Ohne Zweifel war Miss Campbell die einzige an Bord, deren Blicke an jenem Teil des Horizonts gefesselt blieben; sie war auch die einzige, die bemerkte, wie heftig das Meer zwischen der genannten Spitze und der Insel Scarba aufgeregter schien. Gleichzeitig klang ihr von fern her das Rauschen mächtig durcheinander gewühlter Wellen ans Ohr, obwohl der leichte Wind kaum einzelne Streifen auf dem fast schleimigen Wasser hinterließ, so ruhig war das Meer in nächster Umgebung des Dampfers.

»Wodurch entsteht denn jene Wasserbewegung und dieses Geräusch?« fragte Miss Campbell, sich an ihre Onkel wendend.

Die Brüder Melvill wären in die schönste Verlegenheit gekommen, wenn sie ihr hätten Aufklärung geben müssen, denn sie begriffen ebensowenig wie das junge Mädchen, was dort in der Entfernung von etwa 3 Meilen in jener engen Wasserstraße vorging.

Miss Campbell wandte sich aber nun an den Kapitän der ›Glengarry‹, der auf der Kommandobrücke auf und ab ging, und fragte ihn, was die Ursache dieses Donnerns und Polterns der Wogen sei.

»Eine einfache Erscheinung der steigenden Flut«, antwortete der Kapitän. »Was Sie hier hören, ist das Geräusch des Strudels von Corryvrekán.«

»Aber das Wetter ist ganz prächtig«, bemerkte Miss Campbell, »und von Wind ist kaum etwas zu spüren.«

»Jene Erscheinung hängt auch nicht im mindesten von der Witterung ab«, antwortete der Kapitän, »sie ist die Wirkung der steigenden Meeresflut, die beim Austreten durch den Jurasund keinen anderen Ausweg findet, als den zwischen den Inseln Jura und Scarba. Daher erklärt es sich, daß die Wogen mit ungewöhnlicher Gewalt hereinstürzen, und es dürfte für ein Fahrzeug von geringem Tonnengehalt sehr gefährlich sein, sich da hineinzuwagen.«

Dieser Strudel von Corryvrekán, den man in jenen Gegenden mit Recht fürchtet, wird als eine der merkwürdigsten Stellen im Archipel der Hebriden bezeichnet. Vielleicht ließe er sich vergleichen mit der wilden Strömung von Sein, die durch Einengung des Meeres zwischen dem Damm gleichen Namens und der Bai der Trepasses, an der Küste der Bretagne, gebildet wird, oder der Flut von Blanchart, durch die sich zwischen Aurigny und dem Uferland von Cherbourg die Gewässer des Ärmelkanals hindurchzwängen. Nach der Sage verdankt diese Stelle ihren Namen einem skandinavischen Fürsten, dessen Schiff zur Zeit der alten Kelten dort scheiterte. In der Tat befindet sich hier eine höchst gefährliche Passage, in der schon viele Schiffe untergegangen sind und die hinsichtlich des Übelberüchtigtseins ihrer Strömungen mit dem düsteren Malstrom an der Küste Norwegens wetteifern kann.

Miss Campbell verfehlte keinen Augenblick, die enormen Wasserberge jenes Strudels zu betrachten, als ihre Aufmerksamkeit plötzlich auf einen bestimmten Punkt der Meerenge hingelenkt wurde. Es hatte den Anschein, als ob da ein Fels mitten aus dem tosenden Wasser aufragte, wenn seine Masse sich nicht mit den Bewegungen der hohlen See gehoben und gesenkt hätte.

»Sehen Sie, sehen Sie da, Kapitän«, rief Miss Campbell, »wenn das kein Felsen ist, was ist es sonst?«

»Ja, wirklich«, antwortete der Kapitän, »das kann nur eine Seetrift sein, die von der Strömung dahin geführt worden ist, oder gar . . . «

Er setzte das Fernrohr vor die Augen:

»Ein Boot!« rief er laut.

»Ein Boot!« wiederholte Miss Campbell.

»Ja, ich täusche mich nicht . . . es ist ein Boot, das sich auf den Strudel von Corryvreckan verirrt hat!«

Bei diesen Worten des Kapitäns waren noch mehrere Personen auf die Kommandobrücke geeilt. Alle starrten in der Richtung nach dem Strudel hinaus. Daß ein kleines Fahrzeug auf diese Höllenwirbel verschlagen worden war, unterlag keinem Zweifel mehr. Gepackt von der Strömung der steigenden Flut, von der Kraft jenes todbringenden Wirbels angezogen, ging es offenbar seinem Untergang entgegen.

Alle Blicke waren nach jenem Punkt des Strudels gerichtet, der etwa 4 bis 5 Meilen von der ›Glengarry‹ lag.

»Das ist wahrscheinlich nur eine losgerissene und fortgetriebene Schaluppe«, meinte einer der Passagiere.

»O nein, ich erkenne darin einen Menschen«, antwortete ein anderer.

»Einen Mann . . . , zwei Männer!« rief Patridge, der jetzt neben Miss Campbell Platz genommen hatte.

In der Tat, es befanden sich zwei Männer darin, die offenbar nicht mehr Herren ihres Boots waren. Die schwache, vom Land herwehende Brise hätte ihre Segel nicht genug schwellen können, um es aus dem Wogenswall zu treiben, und die Ruder konnten sie unmöglich von dem Anziehungszentrum des Corryvreckan fernhalten.

»Kapitän«, rief Miss Campbell, »wir können die beiden Unglücklichen nicht untergehen lassen! . . . Sie sind verloren, wenn man sie sich selber überläßt! . . . Sie brauchen Hilfe . . . unbedingt!«

Alle an Bord hatten denselben Gedanken und erwarteten ängstlich die Entscheidung des Kapitäns.

»Die ›Glengarry‹«, erklärte der, »kann sich nicht bis in die Mitte des Corryvreckan wagen, doch wenn wir uns diesem Punkt nur nähern, gelingt es vielleicht, der Schaluppe nah genug zu kommen, um ihr Rettung zu bringen.«

Er wandte sich dabei an die übrigen Passagiere, wie um von ihnen ein Zeichen der Billigung zu erhalten.

Miss Campbell trat noch einmal auf ihn zu.

»Es muß sein, Kapitän, es muß sein!« rief sie mit zitternder Stimme. »Meine Reisegefährten verlangen dasselbe wie ich! Es steht das Leben von zwei Menschen auf dem Spiel, das Sie vielleicht retten können . . . oh, Kapitän, ich bitte Sie inständigst!«

»Ja, ja!« stimmten einige der Passagiere zu, erregt durch die warmherzige Intervention des jungen Mädchens.

Der Kapitän ergriff sein Fernglas, beobachtete aufmerksam den Verlauf der Strömung in der Enge und wandte sich

dann an den neben ihm auf der Brücke stehenden Steuer-  
mann.

»Achtung!« rief er, »das Ruder nach Steuerbord!«

Unter der Wirkung des Steuers drehte der Dampfer nach Westen bei. Der Maschinist erhielt Befehl, Volldampf zu geben, und die ›Glengarry‹ ließ bald die Spitze der Insel Jura zur Linken liegen.

An Bord sprach kein Mensch ein Wort. Aller Augen hingen in ängstlicher Spannung an der immer deutlicher sichtbar werdenden Schaluppe.

Es war nur ein kleines Fischerboot, dessen Mast die Insassen niedergelegt hatten, wahrscheinlich um den Gegenstoß zu vermeiden, den der heftige Anprall der Wellen hätte erzeugen müssen.

Von den beiden Männern, die sich in dem Fahrzeug befanden, lag der eine nah dem hinteren Ende ausgestreckt; der andere bemühte sich mit aller Anstrengung seiner Kräfte, dem Mittelpunkt der Anziehungskraft des Wassers fernzubleiben. Gelang ihm das nicht, waren beide unrettbar verloren.

Eine halbe Stunde später erreichte die ›Glengarry‹ die Grenze des Corryvreckan und begann schon unter den ersten Wellenbergen furchtbar zu stampfen; doch niemand an Bord beschwerte sich darüber, obgleich die Heftigkeit der Strömung wohl dazu angetan war, einfache Touristen zu erschrecken.

In diesem Teil der Meerenge erschien das Wasser gleichmäßig weiß, als wenn wenigstens ein Dreireffwind darüber bliese. Man gewahrte nichts als eine ungeheure Fläche von Schaum, der bei der relativ geringen Tiefe des Wassers zu ungeheuren Bergen aufwallte.

Die Schaluppe war nur noch eine halbe Meile entfernt. Von den beiden Insassen machte der, welcher die Riemen führte, ungeheure Anstrengungen, sich aus dem Wirbel zu befreien. Er begriff recht gut, daß die ›Glengarry‹ ihm zu Hilfe kam, aber er sah wohl ein, daß der Dampfer nicht viel weiter vorwärts laufen konnte und es seine Sache war, ihn zu erreichen. Sein im Heck liegender Gefährte schien bewußtlos zu sein.

Eine Beute der quälendsten Aufregung, hafteten Miss Campbells Blicke zuerst auf diesem Boot in höchster Seesnot, das sie zuerst auf dem Wasser des Strudels entdeckt, und auf das, dank ihrer inständigen Bitte, die ›Glengarry‹ jetzt zuhielt.

Inzwischen gestaltete sich die Situation immer kritischer. Man mußte befürchten, daß der Dampfer sein Ziel nicht rechtzeitig erreichte. Er bewegte sich jetzt nur mit verminderter Geschwindigkeit, um jedenfalls einer ernstlicheren Beschädigung zu entgehen, und dennoch drohten die ihn von vorn packenden Wogen schon die Lichtöffnung des Maschinen- und Heizraums zu überschäumen, wobei das Wasser unabwendbar die Kesselfeuer löschen mußte, eine Möglichkeit, die inmitten dieser entsetzlichen Strömung von den gefährlichsten Folgen hätte sein müssen.

Auf die Eisenstangen am Rand der Kommandobrücke gestützt, achtete der Kapitän darauf, in dem Kanal nicht vom Kurs abzukommen, und manövrierte mit Geschick, damit das Schiff sich nicht in der Breite gegen die Strömung legte.

Der Schaluppe gelang es übrigens nicht, sich selbst aus dem Strudel ganz zu befreien. Zeitweilig verschwand sie vollkommen hinter einem riesigen Wogenschwall; zeitweilig wieder schoß sie, von der konzentrischen Strömung des

Strudels erfaßt, dessen Schnelligkeit sich in gleichmäßigem Verhältnis mit dem zunehmenden Umfang vergrößerte, mit der Geschwindigkeit eines Pfeils oder richtiger eines am Ende einer Schleuder sich kreisförmig bewegenden Steins dahin.

»Schneller, schneller!« drängte Miss Campbell, die ihre ängstliche Ungeduld nicht zu beherrschen vermochte.

Beim Anblick der sich überstürzenden, brodelnden Wasserberge ließen einzelne Passagiere jedoch schon dann und wann einen leisen Schrei des Schreckens ertönen. In Erwägung der auf ihm lastenden Verantwortung zögerte der Kapitän, weiter in die enge Fahrstraße des Corryvreckan vorzudringen.

Die Schaluppe und die ›Glengarry‹ trennte inzwischen kaum noch die Entfernung einer halben Kabellänge, das heißt ein Abstand von 300 Fuß, auch konnte man jetzt deutlich die beiden Unglücklichen erkennen, die darin ihrem Verderben entgegeneilten.

Es war ein bejahrterer Seemann und ein junger Mann, der erstere im Heck ausgestreckt liegend, während der zweite sich mit den langen Riemen abquälte.

In diesem Moment schnellte eine ungeheure Woge den Dampfer hoch empor und brachte ihn in eine recht bedrohliche Lage.

In der Tat, der Kapitän durfte nicht weiter in die Meerenge hineindampfen und hatte allein Mühe genug, das Schiff durch langsame Drehung der Radschaukeln mit dem Bug gerade gegen die Wellen gerichtet zu halten.

Plötzlich glitt das Boot, nachdem es einen Augenblick lang auf einem haushohen Wellenkamm getanzt hatte, zur Seite und verschwand.

An Bord ertönte nur ein Schrei, ein Aufschrei des Entsetzens! . . .

War das zerbrechliche Fahrzeug in den Abgrund geschleudert worden? Nein. Es stieg auf dem Rücken einer anderen Woge wieder empor, und eine erneute Anstrengung des Ruderers brachte es näher an die Flanke des Dampfers.

»Achtung! Aufgepaßt!« riefen einige am Bug stehende Matrosen.

Sie schwangen ein zu Ringen zusammengelegtes Seil und paßten den rechten Augenblick ab, dessen Ende hinauszuschleudern.

Da bemerkte der Kapitän eine Fläche ruhigeren Wassers zwischen zwei brandenden Kämmen und erteilte den Befehl, der Maschine Volldampf zu geben. Die ›Glengarry‹ drängte sich schneller vorwärts und wagte sich kühn zwischen die beiden Inseln hinein, während die Schaluppe noch einige Faden näher an seine Seite heranschwankte.

Da flog das Seil hinaus, wurde erfaßt und um den Fuß des Mastes geschlungen, dann erhielt die ›Glengarry‹ Gegenampf, um schneller freizukommen, während die an ihrer Seite liegende Schaluppe im Schlepptau mitlief.

In diesem Moment ließ der junge Mann die Ruder los, packte seinen Begleiter mit kraftvollem Arm, und unter Mithilfe der Matrosen des Dampfers wurde der alte Seemann an Bord gezogen. Von furchtbarem Wogenschlag getroffen, während beide in die Meerenge getrieben worden waren, war ihm jede Möglichkeit geraubt worden, die Anstrengungen des jungen Mannes zu unterstützen, der damit auf seine eigenen Kräfte beschränkt war.

Der sprang indes auf das Deck der ›Glengarry‹. Er hatte seine ganze Kaltblütigkeit bewahrt, sein Gesicht schien ruhig und sein Auftreten bewies, daß sein moralischer Mut ebenso natürlichen Ursprungs war, wie der physische.

Sofort beeilte er sich, seinem Begleiter alle mögliche Sorgfalt angedeihen zu lassen. Es war das der Besitzer der Schaluppe, den übrigens ein herzhafter Schluck Brandy bald wieder zu sich und halbwegs auf die Beine brachte.

»Mr. Olivier!« sagte er halblaut.

»Ach, mein wackerer Seemann«, antwortete der junge Mann, »der schreckliche Wellenschlag . . .«

»Hat mir nichts zu Leide getan; ich hab's gelegentlich schlimmer erlebt, 's ist ja schon nichts mehr davon zu sehen . . .«

»Gott sei Dank . . . Aber meine Unbesonnenheit, immer noch weiter vorwärts zu drängen, wäre uns bald teuer zu stehen gekommen! . . . Endlich sind wir gerettet!«

»Mit Ihrer Hilfe, Mr. Olivier!«

»Nein . . . mit Gottes Hilfe!«

Der junge Mann drückte dabei den alten Seemann an die Brust und versuchte gar nicht, die Erregung zu verbergen, welche die Zuschauer dieser Szene nicht wenig rührte.

Darauf wandte er sich an den Kapitän der ›Glengarry‹, eben als dieser die Kommandobrücke herabkam.

»Herr Kapitän, ich weiß nicht, wie ich Ihnen den Liebedienst, den Sie uns erwiesen, vergelten soll . . .«

»Sir, ich habe nichts als meine Pflicht getan, und aufrichtig gesagt, haben meine Passagiere mehr Anspruch auf Ihre Dankbarkeit, als ich selbst.«

Der junge Mann drückte herzlich die Hand des Kapitäns, zog dann den Hut und begrüßte die Passagiere mit eleganter Verbeugung.

Unvermeidlich wären ohne Eingreifen der ›Glengarry‹ er und sein Begleiter, nachdem der Strudel von Corryvrek an sie einmal gepackt hatte, rettungslos verloren gewesen.

Miss Campbell hatte es während dieses Austauschs von Höflichkeiten für angezeigt gehalten, sich etwas zurückzuziehen. Sie wollte vermeiden, daß der ihr gebührende Anteil an der glücklichen Durchführung dieser fast dramatischen Lebensrettung besonders hervorgehoben würde. So hielt sie sich mehr auf dem Vorderteil des Spardecks, als ihr plötzlich, als ihre Phantasie aus dem Schlummer erwachte, während sie sich nach Westen hinwandte, die Worte entfuhr:

»Und der Strahl? . . . Die Sonne?«

»Es ist keine Sonne mehr da«, sagte Bruder Sam.

»Und also auch kein Strahl mehr zu sehen«, fügte Bruder Sib hinzu.

Ja, jetzt war's zu spät. Die hinter einem Horizont von wunderbarer Klarheit versunkene Glutscheibe hatte ihren letzten Grünen Strahl schon in den Weltraum entsandt. In dem betreffenden Augenblick beschäftigten sich Miss Campbells Gedanken freilich mit etwas ganz anderem; ihr zerstreutes Auge hatte diese Gelegenheit vorübergehen lassen, die sich vielleicht in langer Zeit nicht wieder bot.

»Das ist schade!« murmelte sie, übrigens ohne allzuviel Bedauern in Anbetracht dessen, was eben alles geschehen war.

Inzwischen machte die ›Glengarry‹ die nötigen Manöver, um aus der Corryvrek-Straße frei zu kommen, und schlug

den früheren Kurs nach Norden wieder ein. Jetzt kletterte der alte Seemann, nach Austausch eines letzten Händedrucks mit seinem vorherigen Begleiter, zur Schaluppe hinunter und segelte, als ob gar nichts vorgefallen wäre, zur Insel Jura zurück.

Der junge Mann selbst, dessen ›Dorlach‹, eine Art lederner Reisesack, an Bord geschafft worden war, bildete nun einen Touristen mehr, den die ›Glengarry‹ nach Oban beförderte.

Die Inseln Shuna und Luing, auf denen sich die reichen Schieferbrüche des Marquis von Breadalbane befinden, zur Rechten lassend, glitt der Dampfer an der Insel Seil vorbei, die diesen Teil der schottischen Küste schützt; bald darauf in den Firth of Lorne eindringend, wand er sich zwischen der vulkanischen Insel Kerrera und dem offenen Land dahin und warf mit dem letzten Schimmer der Abenddämmerung am Pfahldamm des Hafens von Oban seine Sorrtaue aus.

## 7. ARISTOBULOS URSICLOS

Wenn Oban auch einen ebenso großen Zusammenfluß von Kurgästen an seinen Strand gelockt hätte, wie die so stark besuchten Küstenorte Brighton, Margate oder Ramsgate, eine so wertvolle Persönlichkeit wie Aristobulos Ursiclos hätte darüber nicht unbemerkt bleiben können.

Ohne sich zur Höhe seiner Rivalen zu erheben, ist Oban nichtsdestoweniger ein von den Müßiggängern des Vereinigten Königreichs gern aufgesuchter Kurort. Seine Lage an der Meerenge von Mull, sein Geschütztsein vor den scharfen Westwinden, deren direkte Einwirkung die Insel Kerrera abhält, zieht eine Menge Touristen hierher. Die einen kommen

wohl, sich in dem heilsamen Wasser wirklich zu stärken, andere lassen sich hier gleichsam an einem Zentralpunkt nieder, von dem die Wege nach Glasgow, Inverness und nach den merkwürdigsten Inseln der Hebriden ausstrahlen. Es verdient auch hervorgehoben zu werden, daß Oban nicht, wie mancher andere Kurort, eine Art Hospital darstellt; die meisten, die hier die warme Jahreszeit zu verbringen lieben, sind völlig gesund, und man riskiert nicht, wie an gewissen anderen Kurorten, seinen Whist mit zwei Kranken und einem Toten zu spielen.

Obans Existenz reicht kaum 50 Jahre zurück; es trägt deshalb in der Lage seiner Plätze, in der Einrichtung der Häuser und der Anordnung der Straßenzüge ganz den Stempel der Neuzeit. Doch bietet seine Kirche, eine Art normannisches Bauwerk mit hübschem Glockenturm, das alte von dichtem Efeu umrahmte Schloß von Dunolly, dessen Gemäuer sich nach Norden zu auf einem losgerissenen Felsblock erhebt, ferner das Panorama seiner weißen Häuser und bunten Villen, die verstreut aus der Hügelreihe hinter der Stadt hervorblinken, endlich das ruhige Wasser seiner Bucht, auf der sich nicht wenige elegante Vergnügungsyachten schaukeln, alles das im Verein ein liebliches, abwechslungsreiches Bild.

In diesem Jahr, und vor allem im Monat August, mangelte es der kleinen Stadt nicht an Touristen oder Kurgästen. In der Fremdenliste eines der besten Gasthäuser konnte man schon seit einigen Wochen unter anderen mehr oder weniger bekannten Namen auch den von Mr. Aristobulos Ursiclos aus Dumfries (Nieder-Schottland) lesen.

Es war das eine ›Personnage‹ von 28 Jahren, die niemals jung gewesen zu sein und niemals alt zu werden bestimmt schien. Der Mann hatte das Licht der Welt unzweifelhaft gleich in dem Alter erblickt, in dem er sich später gleichbleibend halten sollte. Sein Auftreten nahm weder für, noch gegen ihn ein; von Gesicht war er ›gewöhnlich‹, wie es in Steckbriefen heißt, von Haar für einen Mann etwas zu blond; unter seiner Brille leuchteten ein Paar kurzsichtige Augen; dazu hatte er eine kurze Nase, die man gar nicht für die richtige Nase seines Gesichts hielt. Von den 130.000 Haaren, die jeder menschliche Schädel nach den neuesten Untersuchungen tragen soll, waren ihm höchstens noch 60.000 übriggeblieben. Eine Krause von Barthaar umrahmte ihm Wangen und Kinn, was seinem Gesicht etwas von dem eines Affen verlieh. Wäre er einer gewesen, hätte man ihn einen hübschen Affen nennen und vielleicht als den bezeichnen können, der in der Stufenleiter der Darwinisten noch fehlt, um als Verknüpfung des Tiergeschlechts mit der Menschheit zu dienen.

Aristobulos Ursiclos war reich an Gut und Geld, aber noch reicher an Ideen. Viel zu kultiviert für einen jungen Gelehrten, der oft nichts anderes weiß, als jedermann mit seiner allumfassenden Weisheit zu langweilen, graduiert auf den Universitäten Oxford und Edinburgh, vereinte er in sich mehr Kenntnisse der Physik, Chemie, Astronomie und Mathematik als solche der Literatur. Im Grunde ziemlich anspruchsvoll, fehlte ihm oft nicht sehr viel zum vollständigen Narren. Seine Hauptmanie oder seine Monomanie, wie man eben will, war es, zur ungeschicktesten Zeit und am unpassendsten Ort Aufklärung über alles zu geben, was in irgendeinem Zusammenhang mit der Naturgeschichte stand;

mit einem Wort, er war Pedant mit manchmal recht unliebenswürdigen Eigenschaften. Man lachte nicht gerade direkt über ihn, weil er selbst nicht lachensfähig war, vielleicht aber hinter seinem Rücken, weil dieser Mangel eben lächerlich erschien. Niemand wäre weniger würdig gewesen als dieser junge Mann, eigentlich gefälschte junge Mann, sich die Devise der englischen Freimaurer: Audi, vide, tace! (Höre, sieh und schweige) zuzulegen. Er hörte nicht, er sah nicht und er schwieg niemals. Um einen Vergleich zu gebrauchen, der im Land Walter Scotts ganz angebracht erscheint, erinnerte Aristobulos Ursiclos mit seinem positiven Industrialismus mehr an den Landrichter Nicol Jarvie, als an dessen poetischen Vetter Rob Roy MacGregor.

Welche Tochter der Hochlande, Miss Campbell nicht ausgenommen, hätte aber Rob Roy nicht Nicol Jarvie vorgezogen.

So war Aristobulos Ursiclos. Wie hatten die Brüder Melvill nur auf diesen Pedanten verfallen können, um ihn gar zu ihrem gesetzmäßigen Neffen zu erhöhen? Wie konnte er überhaupt den würdigen Sechzigern Gefallen einflößen? Vielleicht einzig und allein dadurch, daß er als der erste mit einem Vorschlag dieser Art bezüglich ihrer Nichte aufgetreten war. In einer Art naiver Entzückung hatten sich die Brüder Sam und Sib ohne Zweifel gesagt:

»Das ist ein reicher junger Mann aus guter Familie, der über das Vermögen, das sich durch Erbschaft von Eltern und Anverwandten auf seinem Haupt angehäuft hat, frei verfügen kann, und der sich nebenbei durch einen gleich großen Reichtum an Kenntnissen auszeichnet. Das wäre eine prächtige Partie für unsere liebe Helena! Die Heirat wird sich ganz

allein machen; sie muß ja alle passenden Verhältnisse darbieten, weil sie – uns passend vorkommt.«

Sie hielten sich selbst auch für ganz besonders pfiffig, Miss Campbell – dank deren eigentümlicher Schrulle, betreffend den Grünen Strahl – nach Oban gelockt zu haben. Hier würde sie, ohne daß die Sache vorbereitet erschien, wieder mit Aristobulos Ursiclos zufällig Begegnungen haben, die seit dessen Abwesenheit unterbrochen worden waren.

Jetzt hatten die Brüder Melvill nebst Miss Campbell das Cottage Helensburgh gegen die schönsten Zimmer des Caledonian-Hotels vertauscht. Falls sich ihr Aufenthalt in Oban länger hinzog, empfahl es sich vielleicht, eine Villa auf den die Stadt beherrschenden Anhöhen zu mieten; inzwischen sahen sich aber alle mit Hilfe von Mrs. Bess und des treuen Patridge höchst bequem und wohnlich in dem Etablissement von Master MacFyne untergebracht. Weitere Entscheidungen blieben vorbehalten.

So traten denn die Brüder Melvill gegen 9 Uhr des Morgens, am Tag nach ihrer Ankunft, aus dem Vestibül des am Strand, fast genau gegenüber dem Pfahldamm am Hafen gelegenen Caledonian-Hotels. Miss Campbell ruhte noch in ihrem Zimmer der ersten Etage, ohne die leiseste Ahnung davon, daß ihre Onkel nur ausgingen, um Aristobulos Ursiclos aufzusuchen.

Die beiden Unzertrennlichen begaben sich hinunter zum Strand und schlugen, informiert darüber, daß ihr ›Prätendent‹ in einem der am Nordende der Bai erbauten Hotels wohne, die Richtung nach jenen Gebäuden ein.

Man muß zugeben, daß sie sich von einem gewissen Vorgefühl leiten ließen. In der Tat begegnete ihnen, kaum 10 Minuten nach ihrem Aufbruch von Zuhause, Mr. Aristobulos

Ursiclos, der jeden Morgen seine wissenschaftliche Promenade nach den letzten Anschwemmungen der Flut unternahm, und wechselte mit ihnen einen jener banalen Händedrucke, die so häufig mehr mechanisch ausgetauscht werden.

»Mr. Ursiclos!« sagten beide Brüder Melvill.

»Ah, die Herren Melvill!« antwortete Aristobulos in einem Ton, der seine Überraschung ausdrücken sollte. »Die Herren Melvill . . . hier . . . in Oban?«

»Seit gestern abend«, belehrte ihn Bruder Sam.

»Und wir schätzen uns glücklich, Mr. Ursiclos, Sie bei so vortrefflicher Gesundheit zu sehen«, sagte Bruder Sib.

»Oh, ich danke, meine Herren – Sie kennen ohne Zweifel schon die gestern eingetroffene Depesche?«

»Depesche?« fragte Bruder Sam. »Sollte etwa das Ministerium Gladstone schon . . . «

»Hier geht es nicht um das Ministerium Gladstone«, erwiderte Aristobulos Ursiclos ziemlich wegwerfend, »sondern um eine meteorologische Depesche.«

»Ach so!« antworteten beide Onkel.

»Ja, man kündigt darin an, daß das über Swinemünde liegende Tief sich unter beträchtlicher Verstärkung mehr nach Norden gewendet hat. Sein Zentrum liegt heute über Stockholm, wo das Barometer, das um einen Zoll – gleich 25 Millimeter, um dem unter den Gelehrten gebräuchlichen Dezimalsystem zu folgen – gefallen ist, nur noch 28,6 Millimeter zeigt. Wenn der Luftdruck in England und Schottland noch so ziemlich der gleiche geblieben ist, so ist er doch gestern in Valencia um ein Zehntel und in Stornoway um zwei Zehntel gefallen.«

»Und dieses Tief . . . ?« fragte Bruder Sam.

»... führt zu welchem Schluß?« fügte Bruder Sib hinzu.

»Daß das schöne Wetter nicht mehr anhalten wird«, erklärte Aristobulos Ursiclos, »und daß der Himmel unter Auftreten südwestlicher Windströmungen bald von den Ausdünstungen des Nordatlantischen Ozeans bedeckt sein dürfte.«

Die Brüder Melvill dankten dem jungen Gelehrten, ihnen diese interessanten Vorhersagen mitgeteilt zu haben, und folgerten daraus, daß der Grüne Strahl lange genug auf sich warten lassen werde – ein Umstand, der ihnen nicht besonders unangenehm erschien, da er ihren Aufenthalt in Oban verlängern mußte.

»Und Sie sind gekommen, meine Herren ... ?« fragte Aristobulos Ursiclos, nachdem er einen Strandkiesel aufgehoben hatte, den er mit größter Aufmerksamkeit prüfte.

Die beiden Onkel hüteten sich wohl, ihn bei diesem Studium zu stören.

Doch als der Silex sich der schon vorhandenen Sammlung in der Tasche des jungen Gelehrten zugesellte, sagte Bruder Sib:

»Wir sind in der sehr natürlichen Absicht gekommen, einige Zeit hier zu verweilen.«

»Und müssen hinzufügen«, sagte Bruder Sam, »daß auch Miss Campbell uns begleitet hat ... «

»Ah, Miss Campbell!« rief Aristobulos Ursiclos. »Ich glaube dieser Silex stammt aus der gälischen Epoche ... er enthält noch Spuren ... wirklich, es wird mich besonders freuen, Miss Campbell wiederzusehen! ... von meteorologischem Eisen. Dieses ganz besondere milde Klima wird ihr ausgezeichnet guttun.«

»Sie befindet sich übrigens ganz nach Wunsch«, bemerkte Bruder Sam, »und hat nicht etwa das Bedürfnis, ihre Gesundheit wiederherstellen zu müssen.«

»Macht nichts«, erwiderte Aristobulos Ursiclos. »Die Luft hier ist vorzüglich. 21% Sauerstoff, 69% Stickstoff mit nur wenig Wasserdampf, gerade so viel, wie physiologisch von Vorteil ist. Von Kohlensäure nur Spuren. Ich nehme jeden Tag eine Analyse vor.«

Die Brüder Melvill glaubten darin eine zarte Aufmerksamkeit für Miss Campbell erblicken zu dürfen.

»Aber«, fragte Aristobulos Ursiclos, »wenn Sie nicht aus Gesundheitsrücksichten nach Oban gekommen sind, meine Herren, darf ich dann wissen, aus welchem Grund Sie Ihr Cottage Helensburgh verlassen haben?«

»Wir haben keine Ursache, es vor Ihnen zu verbergen, in Erwägung der Lage, in der wir uns befinden . . .«, antwortete Bruder Sib zögernd.

»Darf ich in dieser Ortsveränderung«, nahm der junge Mann, die angefangene Phrase unterbrechend, das Wort, »den übrigens ganz natürlichen Wunsch erblicken, mir Gelegenheit zu geben, mit Miss Campbell häufiger und unter Verhältnissen zusammenzutreffen, unter denen wir uns besser kennen, das heißt schätzen lernen können.«

»Ganz recht«, erklärte Sib. »Wir glaubten, auf diese Weise würde sich unser gemeinsames Ziel leichter erreichen lassen . . .«

»Ich stimme Ihnen vollkommen zu, meine Herren, sagte Aristobulos Ursiclos. »Hier auf neutralem Boden werden Miss Campbell und ich beste Gelegenheit finden, miteinander plaudern zu können, zum Beispiel über die Bewegungen des Meeres, über die Richtung der Winde, die Höhe der

Wellen, die Wechsel der Gezeiten und andere physikalische Phänomene, die sie ja in hohem Grad interessieren müssen.«

Nachdem die Brüder Melvill ein Lächeln der Befriedigung ausgetauscht hatten, verneigten sie sich als Zeichen der Zustimmung und fügten hinzu, daß sie bei ihrer Rückkehr nach dem Cottage Helensburgh sehr glücklich sein würden, ihren liebenswürdigen Gast unter einem anderen Titel begrüßen zu können.

Aristobulos Ursiclos antwortete, daß das noch mehr auf seiner Seite sein werde und um so besser passe, als die Regierung gerade jetzt im Clyde ausgedehnte Baggararbeiten zwischen Helensburgh und Greenock vornehmen lasse, bei denen man sich des elektrischen Lichts zu bedienen gedanke, und wobei auch neue elektrische Maschinen ausprobiert werden sollten.

Befand er sich dann erst im Cottage, werde er deren Anwendungsweise bequem beobachten und ihren Nutzeffekt berechnen können.

Die Brüder Melvill konnten nur anerkennen, daß dieses Zusammentreffen von Umständen ihren Projekten besonders günstig war. Während der Mußestunden im Cottage würde der junge Gelehrte den verschiedenen Phasen der hochgelehrten, interessanten Arbeiten ohne Beschwerde folgen können.

»Sie haben aber doch«, fragte Aristobulos Ursiclos, »einen Vorwand gebraucht, hierher zu gehen, denn Miss Campbell erwartet jedenfalls nicht, mich hier in Oban zu treffen?«

»Ja freilich«, antwortete Bruder Sib, »und diesen Vorwand hat uns Miss Campbell sogar selbst geliefert.«

»Ach, sieh da«, rief der junge Gelehrte, »und welcher ist es?«

»Es handelt sich ihr um die Beobachtung einer physikalischen Erscheinung, für die in Helensburgh die Vorbedingungen nicht gegeben sind.«

»Wahrhaftig, meine Herren«, platzte Aristobulos Ursiclos heraus, indem er seine Brille zurechtschob, »das beweist ja schon, daß zwischen Miss Campbell und mir eine gewisse sympathische Verwandtschaft herrscht! Darf ich erfahren, welches Phänomen es ist, das in Helensburgh nicht studiert werden konnte?«

»Dieses Phänomen ist ganz einfach der Grüne Strahl«, belehrte ihn Bruder Sam.

»Der Grüne Strahl?« rief Aristobulos Ursiclos erstaunt, »von dem habe ich ja noch nie etwas gehört! Erlauben Sie mir da weiter zu fragen, was es mit diesem Grünen Strahl für eine Bewandnis hat?«

Die Brüder Melvill erklärten so gut sie konnten die Erscheinung, welche die ›Morning Post‹ unlängst der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen hatte.

»Pah«, machte Aristobulos Ursiclos, »das ist nur eine simple Kuriosität ohne großes Interesse, die schon mehr zu dem etwas kindischen Gebiet der unterhaltenden Physik gehört.«

»Miss Campbell ist ja ein junges Mädchen«, entschuldigte sie Bruder Sib, »und sie scheint diesem Phänomen eine unzweifelhaft weit übertriebene Bedeutung beizulegen . . . «

»Denn sie will sich nicht verheiraten, hat sie gesagt, bevor sie es nicht beobachtet hat«, fügte Bruder Sam hinzu.

»Nun gut, meine Herren«, prahlte Aristobulos Ursiclos, »wir werden ihr ihn zeigen, ihren Grünen Strahl!«

Hierauf begaben sich alle drei längs eines durch Wiesen in der Nähe des Strands verlaufenden Wegs zum Caledonian-Hotel zurück.

Aristobulos Ursiclos konnte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Brüdern Melvill darzulegen, wie der Geist der Frauen doch immer an Kleinigkeiten hänge, und er legte dabei in großen Zügen alles dar, was notwendig sei, um das Niveau ihrer ganz falsch aufgefaßten Erziehung zu heben, obwohl er gewiß nicht glaubte, daß deren, gegenüber dem des Mannes mit weniger Gehirns substanz ausgestattetes Gehirn, dessen Faseranordnung außerdem eine andere sei, sie jemals zu wirklich hohen Spekulationen geeignet erscheinen lassen werde. Aber ohne so weit zu gehen, könne man doch vielleicht dahin gelangen, es durch speziell berechnete Erziehung, respektive Training zu vervollkommen, wiewohl, so lange die Welt besteht, sich noch keine Frau durch derartige Entdeckungen ausgezeichnet hat wie etwa Aristoteles, Euklid, Hervey, Hahnemann, Pascal, Newton, Laplace, Arago, Humphry Davy, Edison, die Humboldts, Virchow, Pasteur, Siemens und andere. Hierauf erging er sich in der Erklärung verschiedener Naturerscheinungen und schwatzte von *omni re scibili* – Miss Campbell freilich erwähnte er mit keinem Wort.

Die Brüder Melvill hörten andächtig zu – um so bereitwilliger, als sie unfähig gewesen wären, zwischen diesen in einem Streifen deklamierten Monolog, den Aristobulos Ursiclos mit den nötigen »Ähs!« und »Ähems!« spickte und verzierte, ein Wörtchen einzuschieben.

So gelangten sie bis etwa 100 Schritte vor das Caledonian-Hotel und blieben einen Augenblick stehen, um voneinander Abschied zu nehmen.

Da zeigte sich eine jugendliche Erscheinung am Fenster ihres Zimmers. Sie schien eifrig beschäftigt, wenn nicht gar ganz außer Fassung zu sein. Sie blickte gerade hinaus, nach

links und nach rechts und suchte offenbar einen Horizont, den sie nicht finden konnte.

Plötzlich bemerkte Miss Campbell – denn sie war es – ihre Onkel. Sofort flog das Fenster klirrend zu und wenige Augenblicke später kam das junge Mädchen, die Arme halb gekreuzt, das Gesicht sehr ernst, die Stirn voll gewitterdrohender Vorwürfe, an den Strand hinab.

Die Brüder Melvill sahen einander an. Was mochte Helena fehlen? War es nur die Anwesenheit Aristobulos Ursiclos', welche diese Symptome außerordentlicher Aufregung hervorrief?

Inzwischen trat der junge Gelehrte einen Schritt vor und begrüßte Miss Campbell mechanisch.

»Mr. Aristobulos Ursiclos«, sagte Bruder Sam, indem er den Gelehrten mit einiger Förmlichkeit vorstellte.

»Der sich rein infolge eines glücklichen Zufalls . . . gerade in Oban aufhält«, fügte Bruder Sib hinzu.

»Ah . . . Mr. Ursiclos!«

Miss Campbell ließ sich kaum herab, den Gruß zu erwidern. Dann wendete sie sich gleich an die höchst verlegenen Brüder Melvill, die gar nicht wußten, woran sie waren.

»Meine Onkel?« sagte sie sehr ernst.

»Liebe Helena«, antworteten die beiden Onkel mit sichtlich unruhiger Stimme.

»Wir sind doch wohl in Oban?« fragte sie.

»In Oban . . . ganz gewiß.«

»Am Hebridenmeer?«

»Sicherlich.«

»Nun gut, in 1 Stunde werden wir nicht mehr hier sein!«

»In 1 Stunde?«

»Hatte ich nicht als Hauptsache einen freien Horizont verlangt?«

»Das bestreitet niemand, liebe Tochter . . . «

»Wollt Ihr vielleicht die Güte haben, mir zu zeigen, wo er sich findet?«

Verdutzt drehten sich die Brüder Melvill nach allen Seiten um. Geradeaus, aber ebenso nach Südwesten, wie nach Nordosten, zeigte sich zwischen den vorgelagerten Inseln kein freier Raum, wo Himmel und Wasser hätten zusammentreffen können. Seil, Kerrera und Kismore bildeten eine ununterbrochene Brücke von einem Land zum andern. Man mußte wohl oder übel zugeben, daß der verlangte und versprochene Horizont in Oben fehlte.

Die beiden Brüder hatten darauf bei ihrer Promenade längs des Strands gar nicht geachtet. So machte sich ihre Verwunderung in den zwei echt schottischen Ausrufen Luft, die eine gewaltige Enttäuschung vermischt mit etwas übler Laune bezeichnen, indem der eine

»Puh!« ausrief, und der andere mit

»Pah!« antwortete.

## 8. EIN WÖLKCHEN AM HORIZONT

Jetzt war einer Erklärung nicht auszuweichen; da Aristobulos Ursiclos aber damit nichts zu tun hatte, grüßte ihn Miss Campbell kühl und wandte sich nach dem Caledonian-Hotel zurück.

Aristobulos Ursiclos hatte den Gruß des jungen Mädchens nicht weniger kühl erwidert. Offenbar hatte die Erfahrung, seine gelehrte Persönlichkeit mit einem Grünen Strahl

gleichwertig angesetzt zu sehen, auf ihn wie eine kalte Dusche gewirkt, und so schlug er, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, den Weg am Strand entlang wieder ein.

Die Brüder Sam und Sib fühlten sich in ihrer Haut auch nicht besonders wohl. In ihren reservierten Salon eingetreten, erwarteten sie mit gesenkten Ohren, daß Miss Campbell das Wort ergriff.

Die Erklärung fiel ziemlich kurz, aber desto deutlicher aus. Sie waren nach Oban gekommen, um einen freien Meereshorizont zu sehen; den sah man hier aber nicht oder doch nur so wenig, daß es sich nicht der Mühe lohnte, davon zu reden.

Die beiden Onkel konnten sich nur damit entschuldigen, daß sie in gutem Glauben gehandelt hätten. Sie kannten Oban vorher selbst noch nicht. Wer hätte geahnt, daß das Meer, das freie offene Meer nicht ebenfalls da zu finden sei, wo so viele Kurgäste zusammenströmten? Hier war freilich der einzige Punkt der ganzen Küste, wo, Dank diesen unglückseligen Hebriden, die Kreislinie des Wassers nicht den Himmel begrenzte!

»Nun gut«, sagte Miss Campbell in einem Ton, dem sie eine möglichst strenge Färbung verlieh, »es wird also nichts anderes übrigbleiben, als einen anderen Küstenpunkt aufzusuchen, selbst auf den Verlust des unschätzbaren Vorteils hin, mit Mr. Aristobulos Ursiclos zusammen zu sein!«

Die Brüder Melvill neigten instinktiv den Kopf, ohne auf diese kleine Bosheit zu antworten.

»Wir werden sofort das Nötige besorgen«, fuhr Miss Campbell fort, »um noch heute abzureisen.«

»Ja, ja, wir wollen abreisen!« stimmten die beiden Onkel zu, die ihre Unbesonnenheit nur durch einen Akt passiven Gehorsams wettmachen zu können glaubten.

Sogleich erklang es wieder nach alter Gewohnheit:

»Bet!«

»Beth!«

»Bess!«

»Betsey!«

»Betty!«

Mrs. Bess erschien, gefolgt von Patridge. Beide wurden von dem neuen Beschluß informiert, und da sie von jeher wußten, daß ihre junge Herrin immer recht haben mußte, grübelten sie gar nicht über den Grund dieser eiligen Abreise.

Hier hatte man jedoch buchstäblich die Rechnung ohne den Wirt, das heißt ohne Master MacFyne, den Besitzer des Caledonian-Hotels, gemacht.

Man müßte diese schätzenswerten Unternehmer, selbst in dem so gastlichen Schottland, sehr schlecht kennen, um zu glauben, daß sie eine aus drei Personen und zwei Dienstleuten bestehende Familie so ruhig wegziehen ließen, ohne alles Mögliche anzustellen, sie zurückzuhalten. Und das traf denn auch in unserem Fall ein.

Kaum hatte Master MacFyne von dem für ihn bedeutungsvollen Vorhaben erfahren, als er mit der Erklärung zur Hand war, daß sich ja alles zur allgemeinen Befriedigung arrangieren ließe, ohne dabei von der persönlichen Befriedigung zu sprechen, die er darüber empfand, so anständige Gäste so lange wie möglich zu behalten.

Was wünschte Miss Campbell und was verlangten deshalb die Herren Melvill?

Eine unbeschränkte Aussicht über das Meer, wenigstens nach Westen und Nordwesten? Dieser Wunsch war ja leicht genug zu erfüllen, zumal es sich im Grunde doch nur darum handelte, den Untergang der Sonne beobachten zu können. Von dem Gestade von Oban konnte man ihn nicht sehen? Zugegeben. Wäre das von der Insel Kerrera aus möglich gewesen? Auch nicht. Die vorgelagerte große Insel Mull gestattete höchstens einen Blick auf einen sehr beschränkten Teil des Atlantischen Ozeans in Richtung Südwesten. Wenn man hingegen an der Küste hinabging, gelangte man zu der kleinen Insel Seil, deren nördlichster Punkt durch eine Brücke mit dem Festland Schottlands verbunden ist. Hier konnte nichts den Ausblick nach Westen über zwei Fünftel des Kompasses behindern.

Sich nach dieser Insel zu begeben, dazu bedurfte es nur eines Spazierwegs von 4 bis 5 Meilen, nicht mehr, und bei passendem Wetter konnte ein vorzüglicher, mit schnellfüßigen Pferden bespannter Wagen Miss Campbell und ihre Begleitung bequem binnen  $1\frac{1}{2}$  Stunde dahin bringen.

Zur Bekräftigung seiner Aussage verwies der redegewandte Hotelier noch auf die im Vestibül des Hauses aushängende, in großem Maßstab entworfene Karte der Umgebung. Miss Campbell konnte sich also unschwer überzeugen, daß Master MacFyne die Wahrheit sagte. Wirklich verbreitete sich seewärts der Insel Seil ein breiter, mindestens ein Drittel des Horizonts umfassender Sektor, den die Sonne während mehrerer Wochen vor und nach der Tagundnachtgleiche durchzog.

Die Sache regelte sich also zur größten Zufriedenheit von Master MacFyne, und zur größten Bequemlichkeit der Brüder Melvill. Miss Campbell sicherte ihnen edelmütig volle

Verzeihung zu und unterließ sogar jede verletzende Anspielung auf die Anwesenheit von Aristobulos Ursiclos.

»Aber«, sagte Bruder Sam, »es ist doch merkwürdig, daß gerade Oban keinen Meereshorizont hat!«

»Ja, die Natur hat eben ihre Launen!« antwortete Bruder Sib.

Aristobulos Ursiclos war ohne Zweifel sehr glücklich, daß Miss Campbell nun nicht fortging, um einen für ihre meteorologische Beobachtung geeigneteren Ort aufzusuchen; er war aber so vertieft in seine wissenschaftlichen Probleme, daß er ganz vergaß, seine Befriedigung darüber zu erkennen zu geben.

Das zauberhafte junge Mädchen wußte ihm Dank für seine Zurückhaltung, denn, wenn sie sich auch hinfort indifferent benahm, so empfing sie ihn doch weniger kühl als bei der ersten Begegnung.

Inzwischen hatte sich der Zustand des Himmels ziemlich verändert. Wenn das Wetter auch noch schön blieb, so verdeckten doch ständig einzelne Wolken, die auch die Mittagshitze nicht aufzulösen vermochte, den Horizont beim Auf- und Untergang der Sonne. Es wäre demnach ganz nutzlos gewesen, einen Beobachtungspunkt auf der Insel Seil aufzusuchen; das mußte vergebliche Mühe sein, und so galt es denn, sich in Geduld zu fassen.

Während dieser langen Tage schweifte Miss Campbell, die ihre Onkel gern der Gesellschaft des Verlobten ihrer Wahl überließ, manchmal in Begleitung von Mrs. Bess, meist aber allein, auf dem Vorland der Bai umher.

Sie mied gern jene Welt von Müßiggängern, die, fast überall in völlig gleichem Charakter, die flottierende Bevölkerung der Kurorte bildet; Familien, deren einzige Beschäftigung darin besteht, das Meer sinken und steigen zu sehen, während die kleinen Mädchen und Knaben mit echt britanischer Ungebundenheit der Bewegung über den flüchtigen Sand kollern; schon alte, ernste und phlegmatische Herren unter häufig gar zu rudimentärem Badekostüm, deren Hauptgeschäft darin besteht, sich 6 Minuten lang in das salzige Wasser zu tauchen; dazu Herren und Damen von größter ›respectability‹, die regungslos und steif auf den grünen Holzbänken mit roten Kissen sitzen, und einige Seiten eines kartonierten, illustrierten und meist überaus eng gedruckten Buchs durchblättern, wie man sie als Erzeugnisse der englischen Typographie leider gar zu oft findet; ferner einzelne Touristen mit dem Fernglas am Riemen, den Schlapphut auf der Stirn, lange Gamaschen an den Beinen und den Sonnenschirm unter dem Arm, die gestern angekommen sind und morgen wieder weiterziehen werden; endlich, inmitten jener Menge, Händler mit ausschließlich tragbarer und beweglicher Handelsware, Elektriker, die das geheimnisvolle Fluidum für 2 Pence jedem verkaufen, der zum Probieren Lust verspürt; Künstler, deren mechanisches Piano auf Rädern Motive aus einheimischen Liedern mit verunstalteten französischen Chansonnettes vermischt; Fotografen unter freiem Himmel, die von zufällig zusammensitzenden Familien sofort Dutzende von Augenblicksbildern liefern; Händler im schwarzen Überzieher und Händlerinnen im blumengeschmückten Hut, ihre kleinen Karren vor sich herschiebend, in denen sie die schönsten Früchte aus

aller Welt feilbieten; ›Minstrels‹ endlich, die, ganz erstaunliche Gesichter schneidend, volkstümliche Szenen unter schonungsloser Travestierung abspielen und dazu herzbrechende Gassenhauer in unzähligen Couplets singen, inmitten eines Zuhörerkreises von Kindern, welche die Refrains mit heiligem Ernst nachsingen.

Für Miss Campbell hatte dieses alltägliche Treiben eines Kurorts nicht mehr den Reiz der Neuheit. Sie zog es vor, diesem Gewimmel von Menschen zu entfliehen, die einander ebenso fremd zu sein schienen, als wären sie aus allen vier Ecken Europas zusammengeströmt.

Wenn ihre, über das Ausbleiben des jungen Mädchens besorgten Onkel sie suchen wollten, mußten sie sich immer zu dem einsamen Strand an irgendeiner vorspringenden Spitze der Bai begeben, um sie zu finden.

Da saß Miss Campbell, gleich der nachsinnenden Minna aus dem ›Piraten‹, den Ellenbogen auf ein Felsstück gestützt, den Kopf in der einen Hand ruhend, während sie mit der anderen wilden Fenchel enthülste, der hier zwischen den Steinen wuchs. Ihr zerstreuter Blick wandte sich von einem ›Stack‹, dessen Felsengipfel senkrecht emporragte, nach irgendeiner dunklen Höhle, einer jener ›Helyers‹, wie man sie in Schottland nannt, die von dem Brausen des hereinflutenden Meeres widerhallen.

In der Ferne saßen in geraden Linien Seeraben unbeweglich, gleich hieratischen Vögeln, und sie folgte ihnen weithin mit den Blicken, wenn diese, aus ihrer Ruhe gestört, mit schwerem Flügelschlag dicht über die Brandungswellen hinstreiften. Woran dachte wohl das junge Mädchen?

Aristobulos Ursiclos hätte unzweifelhaft Anmaßung und ihr Onkelpaar Naivität genug besessen, zu glauben, daß sie

an ihn denke; sie hätten sich damit freilich gründlich getäuscht.

In der Erinnerung durchlebte Miss Campbell noch einmal die Szenen beim Corryvreckan. Sie sah die mit dem Untergang bedrohte Schaluppe, die Manöver der ›Glengarry‹, wie sie mitten in die enge Fahrstraße hineindampfte. Tief im innersten Herzen empfand sie noch einmal jene Erregung, die sie so atemlos bedrückt hatte, als jene Unbesonnenen in der Senke des wirbelnden Wassers verschwanden . . . Dann trat ihr die gelungene Rettung vor Augen, die im rechten Moment geschleuderte Leine, der elegante junge Mann, als er das Schiffsdeck betrat – so ruhig, so lächelnd, weit weniger erregt als sie, und wie er mit zwangloser Handbewegung die Passagiere des Dampfers begrüßte.

Für einen etwas schwärmerischen Kopf war das der Anfang eines Romans, doch hatte es den Anschein, als ob er nicht über das erste Kapitel hinauskommen solle. Das angefangene Buch hatte sich unter Miss Campbells eigenen Händen plötzlich geschlossen. Welche Seite würde sie darin jemals wieder aufschlagen können, da ›ihr Held‹, ähnlich einem Wodan der gälischen Urzeit, nicht wieder erschienen war?

Aber hatte sie denn überhaupt inmitten dieser teilnahmslosen aneinander vorüberstreichenden Menge, von der es auf dem Strand von Oban wimmelte, nach ihm gesucht? – Vielleicht. – War er ihr da vor Augen gekommen? – Nein. Er hätte sie natürlich nicht wiedererkennen können. Wie hätte er sie auch an Bord der ›Glengarry‹ besonders bemerken sollen? – Weshalb hätte er gerade ihr nähertreten sollen? Wie konnte er erraten, daß er seine Rettung zum Teil nur ihr verdankte? Und doch war vor allen Übrigen sie es gewesen, die

das in Seenot befindliche Fahrzeug bemerkt, sie die erste, die den Kapitän gebeten hatte, ihm zu Hilfe zu eilen. Und zuletzt hatte ihr das an jenem Abend wahrscheinlich noch ihren Grünen Strahl gekostet!

Davon mußte man wirklich ausgehen.

Während der 3 Tage, die der Ankunft der Familie Melvill in Oban folgten, hätte der Himmel einen Astronomen der Sternwarten von Edinburgh oder Greenwich rein zum Verzweifeln gebracht. Er zeigte sich gleichsam wattiert mit einer Art feinem Dunst, der jeder Beobachtung noch hinderlicher war als vereinzelte, scharf begrenzte Wolken. Selbst die mächtigsten Fernrohre oder Teleskope, das Spiegelteleskop von Cambridge genauso wie das Rieseninstrument von Parsonstown, wären außerstande gewesen, ihn zu durchdringen. Höchstens die Sonne hätte Kraft genug besessen, ihn mit ihren Strahlen zu durchbrechen, bei ihrem Untergang aber hüllte die Meereshorizonte sich in feine Nebel, die den Westhimmel mit purpurnen Farbtönen übergossen.

Der Grüne Strahl konnte dabei freilich unmöglich auf die Augen eines Beobachters treffen.

Von etwas phantastischer Einbildung erfüllt, vermengte Miss Campbell in ihren Träumereien den Schiffbrüchigen aus dem Strudel von Corryvreckan und den Grünen Strahl in ein und derselben Vorstellung. Sicherlich kam der eine so wenig wie der andere zur Erscheinung. Wenn die Dünste diesen verdeckten, so verbarg das Inkognito ihr jenen.

Machten die Brüder Melvill den Versuch, ihre Nichte zur Geduld zu ermahnen, dann kamen sie freilich schlecht an. Miss Campbell genierte sich gar nicht, sie für die hartnäckigen atmosphärischen Störungen verantwortlich zu machen;

sie selbst wieder hielten sich an das vortreffliche Aneroidbarometer, das sie vorsorglich aus Helensburgh mitgenommen hatten und dessen Zeiger dabei verharrte, sich nicht vorwärts zu bewegen. Sie hätten wirklich ihre geliebte Tabakdose drum gegeben, einmal einen Sonnenuntergang bei wolken- und nebelfreiem Himmel zu erlangen!

Der gelehrte Ursiclos beging eines Tages, bezugnehmend auf die Dunstmassen, die den Himmel bedeckten, gar die Ungeschicklichkeit, deren Entstehung ganz natürlich zu finden. Von dieser Erkenntnis bis zur Eröffnung eines ambulatorischen Kurses über Physik war bei ihm selbstverständlich nur ein Schritt, den er in Gegenwart von Miss Campbell denn auch tat. Er sprach dabei von den Wolken im allgemeinen, von ihrer abwärts steigenden Bewegung, die sie mit Erniedrigung der Lufttemperatur dem Horizont zuführt, von der Umbildung der Dünste in Bläschenform, von ihrer wissenschaftlichen Einteilung in Nimbus, Stratus, Kumulus, Zirrus – wir brauchen wohl nicht zu versichern, daß er in dem Genuß schwelgte, seine Weisheit an die Frau zu bringen.

Das lag so klar auf der Hand, daß die Brüder Melvill gar nicht wußten, welche Haltung sie dieser improvisierten Belehrung gegenüber einnehmen sollten.

Miss Campbell selbst ›schnitt‹ – um in modernem Dandyjargon zu sprechen – den jungen Gelehrten glattweg; erst gab sie sich den Anschein, als sähe sie in einer ganz andern Richtung, um ihn nicht zu hören; dann heftete sie die Augen unverwandt auf das Schloß von Dunolly, um ihn scheinbar

gar nicht zu bemerken; endlich blickte sie auf die Spitzen ihrer zierlichen Badeschuhe nieder – was als nicht mißzudeutendes Zeichen von Indifferenz gilt, als der Beweis vollkommensten Mangels an Beachtung, den eine junge Schottin, ebenso bezüglich der Worte eines Sprechenden wie seiner eigenen Persönlichkeit, nur immer beizubringen vermag.

Aristobulos Ursiclos, der gewöhnlich nichts sah und hörte als sich selbst, der stets nur wie für sich sprach und dozierte, bemerkte davon freilich nichts oder hatte wenigstens den Anschein, nichts zu bemerken.

So vergingen der 3., 4., 5. und 6. August; am letzteren Tag aber stieg zur großen Freude der Brüder Melvill das Barometer um einige Linien über ›Veränderlich‹.

Der folgende Tag brach unter den günstigsten Aussichten an. Um 10 Uhr morgens leuchtete die Sonne in blendendem Glanz und der Himmel breitete über dem Meer seinen Azur in herrlicher Klarheit aus.

Miss Campbell konnte sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen. Im Schuppen des Caledonian-Hotels wurde stets ein Wagen zu ihrer Verfügung gehalten. Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, davon Gebrauch zu machen.

Um 5 Uhr abends nahmen also Miss Campbell und die Brüder Melvill in der Kalesche Platz, die ein mit der Leitung eines Viergespanns wohlvertrauter Kutscher führte. Patridge nahm den Dienersitz am Rückteil ein, und die durch eine Peitsche mit sehr langer Schnur angetriebenen Pferde jagten auf der Landstraße von Oban nach Glachan dahin.

Aristobulos Ursiclos hatte, zu seinem größten Leidwesen – wohl kaum auch zu dem von Miss Campbell – wegen

dringlicher Beschäftigung mit einer wissenschaftlichen Abhandlung, nicht mit von der Partie sein können.

Der Ausflug war in jeder Hinsicht höchst lohnend. Der Wagen folgte der Straße längs der Küste und der Meerenge, welche die Insel Kerrera vom schottischen Festland trennt.

Die Insel, vulkanischen Ursprungs, bot einen herrlichen Anblick, litt aber in den Augen von Miss Campbell an dem einen unverzeihlichen Fehler, ihr die freie Aussicht über das Meer zu rauben. Da unter diesen Verhältnissen jedoch nur  $4\frac{1}{2}$  Meilen zurückzulegen waren, verfehlte sie doch nicht ganz ihre Bewunderung ihres harmonischen Profils, dessen scharfe Linien sich von leuchtendem Hintergrund, geschmückt mit den, die Spitze der mittelsten Bodenerhebung bedeckenden Ruinen eines Dänenschlosses, desto deutlicher abhoben.

»Das war einstmals der Stammsitz der MacDouglas von Lorne«, bemerkte Bruder Sam.

»Und für unsere Familie«, fügte Bruder Sib hinzu, »besitzt jenes Schloß ein besonderes geschichtliches Interesse, weil es durch die Campbells zerstört wurde, die es nach scheinungslosem Massaker aller Bewohner in Brand steckten!«

Diese Großtat schien ganz besonders den Beifall Patridges zu finden, der zur Ehre des Clans leise in die Hände klatschte.

Als man an der Insel Kerrera vorüber war, lenkte der Wagen in eine schmale Straße mit leichten Bodenwellen ein, die zum Dorf Glachan führte. Dort rollte er über den künstlichen Isthmus, der in Form einer Brücke eine schmale Wasserstraße überspannt und die Insel Seil mit dem Festland verbindet. Nach Zurücklassung des Wagens in einer romantischen Talschlucht erklomm die kleine Gesellschaft den

ziemlich steilen Abhang eines Hügels und nahm dann auf hervorspringendem Felsenrand, ganz nah beim Ufer, Platz.

Diesmal konnte nichts die nach Westen gerichteten Blicke der Beobachter behindern, weder das Eiland Easdale, noch die kleine Insel Inish, die beide aussehen, als wären sie in der Nähe von Seil gestrandet. Zwischen dem Vorgebirge Ardanalish auf der Insel Mull, einer der größten Hebriden im Nordwesten, und der Insel Colonsay im Südwesten erglänzte eine breite ununterbrochene Meeresfläche, in der die Sonnenscheibe nun bald ihr Feuer löschen sollte.

Ganz in Gedanken verloren, hielt sich Miss Campbell immer noch ein wenig vor den anderen. Einzelne Raubvögel, Adler oder Falken, belebten allein diese Einöde und zogen große Kreise über den »dens«, das ist eine Art gleich Trichtern in felsiger Wand ausgehöhlter Täler.

Nach astronomischer Berechnung mußte die Sonne zu dieser Jahreszeit und unter dieser Breite um 7 Uhr 54 genau in der Richtung links vom Vorgebirge Ardanalish untergehen.

Einige Wochen später wäre es unmöglich gewesen, ihr Versinken hinter der Kreislinie des Meeres zu beobachten, denn dann hätte die Insel Colonsay sie dem Blick entzogen. An eben diesem Abend waren also Zeit und Ort für die Beobachtung jener Erscheinung ganz passend gewählt.

Jetzt bewegte sich die Sonne schon in sehr schräger Richtung über den vollkommen wolkenlosen Himmel.

Kaum vermochten die Augen den Glanz ihrer in flammendes Rot übergegangenen Scheibe auszuhalten, den das Wasser in langen glitzernden Lichtstreifen widerspiegelte.

Und doch hätten sich weder Miss Campbell noch ihre Oeime dazu vermögen können, die Lider nur für einen Augenblick zu schließen – nein, jetzt in der entscheidenden Minute unmöglich!

Doch bevor das Tagesgestirn den Horizont mit seinem unteren Rand berührte, stieß Miss Campbell einen Schrei der Enttäuschung aus. Eben tauchte ein feines Wölkchen auf, dünn wie ein Federstrich, aber lang wie der Wimpel eines Kriegsschiffs. Es trennte die Sonnenscheibe in zwei ungleiche Teile und schien mit ihr zum Meer herabzusinken.

Ein Windhauch, wenngleich ein noch so leichter, hätte reichen müssen, es zu vertreiben, zu zerstreuen! . . . Der Windhauch kam nicht!

Und als von dem Sonnenrund nur noch ein ganz kleiner Kreisabschnitt sichtbar war, da verdeckte diese Dunstwolke die Linie zwischen Himmel und Wasser.

Der sich in diesem zarten Wölkchen verlierende letzte Grüne Strahl hatte das Auge der Beobachter nicht erreichen können.

#### 9. PLAUDEREIEN VON MRS. BESS

Die Rückkehr nach Oban ging schweigend vonstatten. Miss Campbell sprach nicht, die Brüder Melvill wagten nicht zu sprechen, obgleich es doch gewiß nicht ihr Fehler war, daß jener so unzeitige Rauch oder Dampf gerade eine solche Stelle eingenommen hatte, in der er den letzten Strahl der Sonne abfing. Übrigens brauchte man ja deshalb nicht zu verzweifeln. Die schöne Jahreszeit währte voraussichtlich mindestens noch 6 Wochen. Es hätte doch ein ganz besonderer Unstern über ihnen walten müssen, wenn sich

während der Dauer des Frühherbstes kein einziger schöner Abend mit einem dunstfreien Horizont darbieten sollte.

Auf jeden Fall war ihnen heute ein wunderbar schöner Abend verlorengegangen, wie ihn das Barometer – wenigstens für die nächste Zeit – kaum wieder zu versprechen schien, denn im Lauf der Nacht kehrte die launenhafte Nadel des höchst empfindlichen Instruments langsam auf ›Veränderlich‹ zurück. Was für alle Welt noch als schönes Wetter gelten konnte, das war es doch keineswegs in den Augen von Miss Campbell.

Am folgenden Tag, dem 8. August, durchbrachen die Sonnenstrahlen nur zeitweise die warmen Dunstmassen am Himmelsgewölbe. Die gewöhnliche Mittagsbrise erlangte nicht die Stärke, sie zu zerstreuen. Gegen Abend glänzte der Himmel im lebhaftesten Farbenspiel. Ineinander fließende Farbtöne aller Art, vom Chromgelb bis zum dunklen Ultramarin, verliehen dem Horizont das blendende Aussehen der Palette eines Malers. Unter dem Flockenschleier feiner Wölkchen färbte die untergehende Sonne Himmel und Land mit allen Strahlen des Spektrums, außer demjenigen, den die phantastische und etwas abergläubische Miss Campbell zu sehen verlangte.

Ganz ähnlich verhielt es sich am nächsten und am übernächsten Tag. Der Wagen blieb also unbenutzt in der Remise des Hotels. Wozu hätte es gedient, zum Zweck einer Beobachtung auszufahren, die der Zustand des Himmels von vornherein vereiteln mußte? Die Anhöhen der Insel Seil konnten ja keine günstigeren Bedingungen bieten, als der Strand von Oban, und es war immer besser, sich einer Enttäuschung gar nicht erst auszusetzen.

Ohne gerade mürrischer zu sein, als es die Umstände rechtfertigten, begnügte sich Miss Campbell, bei einbrechender Dunkelheit ihr Zimmer aufzusuchen, und höchstens ein wenig mit der nicht besonders höflichen Sonne zu schmollen. Sie ruhte dann von den anstrengenden Spaziergängen aus und überließ sich wachend ihren Träumereien. Was betrafen diese? Etwa die mit dem Grünen Strahl verknüpfte Legende? Bedurfte sie dessen wirklich noch, um in ihrem Herzen klar zu sehen? Vielleicht auch nicht in dem ihrigen, aber etwa in dem anderer?

An diesem Tag hatte Miss Campbell, der sich Mrs. Bess anschloß, ihr Mißgeschick nach den Ruinen von Dunolly Castle spazierengeführt. Hier am Fuß einer alten mit dichtem Efeugeschling bedeckten Mauer breitete sich ein wundervolles Panorama aus, das der tiefe Landeinschnitt der Bai von Oban, die wilden zerklüfteten Gesteine der Insel Kerrera, die im Hebridenmeer verstreuten Eilande und Holme, und endlich die große Insel Mull bildeten, deren westwärts schauendes Felsenufer den ersten Anprall der Stürme aus dem Atlantischen Ozean zu erleiden und zu brechen hat.

Wohl ruhte Miss Campbells Auge auf dem herrlichen Bild, das sich hier vor ihr entrollte, aber sah sie es auch? Lenkte sie nicht vielmehr irgendeine Erinnerung hartnäckig davon ab?

Jedenfalls konnte man sicher sein, daß das Bild Aristobulos Ursiclos' die Ursache dazu nicht war. Es wäre für ihn kein Engelsgesang gewesen, wenn der junge Gelehrte die Worte vernommen hätte, die Mrs. Bess heute mehr als freimütig über ihn äußerte.

»Er gefällt mir nicht«, wiederholte sie öfters, »nein, er gefällt mir nun einmal nicht! Er hat nur den einen Gedanken,

sich selbst zu gefallen. Welche Rolle sollte er im Cottage zu Helensburgh spielen? Er gehört zum Clan der ›MacEgoisten‹, auf die ich mich nicht verstehe. Wie konnten die Herren Melvill nur je den Gedanken fassen, daß der ihr Neffe werden könnte? Patridge mag ihn ebensowenig leiden wie ich, und der versteht sich auf so etwas. Sagen Sie aufrichtig, Miss Campbell, gefällt er Ihnen denn selbst?«

»Von wem sprichst du?« fragte das junge Mädchen, welche die Äußerungen von Mrs. Bess ganz überhört hatte.

»Von dem, an den Sie nicht denken können – und wenn's nur um der Ehre des Clans willen wäre.«

»An wen glaubst du, daß ich nicht denken könne?«

»Nun, an jenen Mr. Aristobulos Ursiclos, der überhaupt besser täte, nach jenseits des Tweed zu verschwinden und sich zu erkundigen, ob die Familie Campbell jemals mit einem Ursiclos etwas zu schaffen hatte!«

Mrs. Bess legte ihre Worte schon gewöhnlich nicht auf die Goldwaage, aber sie mußte sich für die eigene Ansicht doch ganz besonders erwärmt haben, um sich in Gegensatz zu ihren Herren zu setzen – freilich zu Gunsten ihrer jungen Herrin. Sie fühlte es übrigens recht gut heraus, daß Helena für diesen Prätendenten nichts weiter als Gleichgültigkeit empfand, hätte dagegen schwerlich ahnen können, daß diese Gleichgültigkeit durch den Gedanken an einen andern gar noch verdoppelt wurde.

Einen gewissen Verdacht hätte Mrs. Bess indessen schöpfen können, als Miss Campbell sie fragte, ob sie vielleicht in Oban den jungen Mann wiedergesehen habe, dem die ›Glen-garry‹ so zur rechten Zeit Unterstützung und Hilfe gebracht hatte.

»Nein, Miss Campbell«, erwiderte Mrs. Bess, »er muß wohl gleich wieder abgereist sein; aber Patridge glaubt ihn bemerkt zu haben ...«

»Wann denn?«

»Gestern, auf dem Weg von Dalmaly. Er soll von da, mit einer Art Ranzen auf dem Rücken, gleich einem reisenden Künstler gekommen sein. Oh, das ist ein unbesonnener Mensch, dieser junge Mann! Sich so in den Strudel von Corryvreckan hineinziehen zu lassen, das ist von übler Vorbedeutung für seine Zukunft! 's wird nicht jedesmal ein Schiff bei der Hand sein, ihm Hilfe zu bringen, und er wird noch zeitig genug Unglück haben.«

»Glaubst du das, Mrs. Bess? Wenn er aber unbesonnen war, so hat er sich wenigstens als mutvoll erwiesen, denn in jenen gefährlichen Minuten schien ihm die Kaltblütigkeit keinen Augenblick verlorengegangen zu sein.«

»Mag sein; jedenfalls aber, Miss Campbell«, ergriff Mrs. Bess wieder das Wort, »hat jener junge Mann nicht erfahren, daß Sie es waren, der er seine Rettung hauptsächlich verdankt, sonst hätte er sich doch wohl am Tag nach seiner Ankunft in Oban eingestellt, Ihnen seinen Dank abzustatten ...«

»Sich bei mir bedanken?« antwortete Miss Campbell. »Und warum? Ich habe für ihn nur getan, was ich für jeden anderen ebenfalls und, glaub mir, was auch jeder andere an meiner Stelle getan hätte.«

»Würden Sie ihn wiedererkennen?« fragte Mrs. Bess, das junge Mädchen schärfer ansehend.

»Ja«, erklärte Miss Campbell offenherzig, »und ich gestehe, daß der Charakter, der sich an ihm verriet, der ruhige

Mut, den er bei seinem Erscheinen auf Deck an den Tag legte, als ob er gar nicht eben dem Tod entronnen wäre, die warm empfundenen Worte, die er an seinen bejahrten Begleiter richtete, während er ihn umarmte, daß all das mich ergriffen hat.«

»Meiner Treu«, antwortete die würdige Frau, »wem er ähnelt, das könnte ich allerdings nicht sagen; aber jedenfalls ähnelt er nicht jenem Mr. Aristobulos Ursiclos!«

Miss Campbell lächelte, ohne darauf zu antworten, erhob sich, blieb noch einen Moment, einen Blick nach den ferneren Anhöhen der Insel Mull werfend, unbeweglich stehen und stieg dann, gefolgt von Mrs. Bess, den kahlen Fußpfad hinab, der zur Straße nach Oban führte.

An diesem Abend versank die Sonne in einer Art leuchtenden Staubs, der so leicht war, wie mit Zinnflittern übersäter Tüll, und ihr letzter Strahl erlosch schon im Abenddunkel.

Miss Campbell kehrte ins Hotel zurück, tat dem Diner, das die Brüder Melvill ganz nach ihrem Geschmack bestellt hatten, sehr wenig Ehre an, und zog sich, nach kurzem Spaziergang am Strand, in ihr Zimmer zurück.

#### 10. EINE PARTIE KROCKET

Die Brüder Melvill – wir müssen es wohl gestehen – fingen allmählich an die Tage zu zählen, wenn sie nicht schon dabei waren, nach Stunden zu rechnen. Die Sache nahm nicht den von ihnen gewünschten Verlauf. Die offenkundige Langeweile ihrer Nichte, das sie erfüllende Bedürfnis, allein zu sein, das wenig einladende Auftreten gegen den hochgelehrten Ursiclos, an dem dieser vielleicht weniger Anstoß nahm, als sie selbst, all das war nicht gerade geeignet, den Aufenthalt in Oban angenehm zu gestalten. Sie wußten gar

nicht, was sie anfangen sollten, diese lästige Eintönigkeit zu unterbrechen. Vergeblich beobachteten sie die geringsten atmosphärischen Veränderungen und sagten sich zum Trost, daß Miss Campbell nach Erfüllung ihres Wunsches fügsamer und – für sie wenigstens – zugänglicher sein werde.

Seit 2 Tagen vergaß die noch mehr als sonst träumerische Helena sogar, ihnen den gewohnten Morgenkuß zu bieten, der den beiden Junggesellen erst für den Rest des Tages die gute Laune sicherte.

Das gegen alle Drohungen und gelinden Wutausbrüche der beiden Onkel ganz unempfindliche Barometer zeigte nicht die geringste Andeutung eines bevorstehenden Wetterumschwungs. Wenn sie auch nicht unterließen, täglich wohl zehnmal daran zu klopfen, um eine Bewegung der Nadel zu erleichtern – die Nadel rührte sich nicht vom Fleck. Oh, diese Barometer können einen zum Verzweifeln bringen!

Da kam den Brüdern Melvill ein erlösender Gedanke. Am Nachmittag des 11. August fiel es ihnen ein, Miss Campbell eine Partie Krocket vorzuschlagen, um sie, wenn möglich, etwas zu zerstreuen, und obwohl Aristobulos Ursiclos daran teilnehmen sollte, schlug es Helena doch nicht ab, weil sie wußte, daß sie ihnen damit einen Gefallen tat.

Hier muß bemerkt werden, daß die Brüder Sam und Sib sich auf ihre Meisterschaft in dem genannten Spiel, dem man im Vereinigten Königreich ungemein huldigt, nicht wenig einbildeten. Das besteht bekanntlich aus dem alten ›Mailspiel‹, das dem Bedürfnis und dem Geschmack der weiblichen Jugend sehr glücklich angepaßt wurde.

Gerade in Oban gab es verschiedene, zur Ausführung dieses sehr lebendigen Spiels gut geeignete Plätze. Wenn man

sich in den meisten Kurorten mit mehr oder weniger eingeebneten Gras- oder Sandflächen begnügt, so beweist das weniger die genügsamen Ansprüche der Spieler, als ihre Gleichgültigkeit und ihren Mangel an Eifer für diesen edlen Zeitvertreib. Hier sind die Spielplätze nicht öde Sandflächen, sondern, wie sich's gehört, mit feinem Rasen bewachsen – was man speziell ›Croquetgrounds‹ nennt – hier werden sie jeden Abend mit feinstrahligen Druckspritzen angefrischt, jeden Morgen mit speziell dazu bestimmten Maschinen geglättet und erlangen dadurch eine so weiche, zarte Oberfläche wie Samt, der eben aus der Plättmühle kommt. Kleine, in gleicher Ebene mit dem Boden stehende Steinwürfel sind zum Einstecken der Bögen und der Pfähle an beiden Enden angebracht. Eine wenige Zoll tief ausgehobene Furche bezeichnet die Grenze jedes Spielplatzes, der die für die Operationen der Teilnehmer nötigen 1.200 Quadratfuß umfaßt.

Wie viele Male hatten die Brüder Melvill den jungen Leuten beiderlei Geschlechts etwas neidisch zugesehen, wenn sie auf so vorzüglich geeigneten Plätzen spielten, und welche große Befriedigung gewährte es ihnen, als Miss Campbell ihre Einladung dazu annahm. Sie erhielten dadurch Gelegenheit, das junge Mädchen zu zerstreuen, indem sie selbst ihr Lieblingsspiel vor einem Kreis von Zuschauern betrieben, an denen es ihnen hier ebensowenig fehlen konnte wie in Helensburgh. – Die liebe Eitelkeit!

Der rechtzeitig benachrichtigte Aristobulos Ursiclos stimmte zu, seine Arbeiten zu unterbrechen, und fand sich zur angesetzten Stunde auf dem Kampfplatz ein. Er erhob den Anspruch, im Krocket gleichstark in der Theorie wie in der Praxis zu sein, es als Gelehrter, als Geometer, als Physiker,

als Mathematiker, mit einem Wort nach dem Satz  $a + b = c$  zu spielen, wie es sich für einen solchen  $x$ -Kopf geziemt.

Miss Campbell kam es ganz selbstverständlich vor, den jungen Pedanten als Partner zu haben. Wie hätte das auch anders sein können? Hätte sie ihren Onkeln den Kummer bereiten sollen, sie bei diesem Wettkampf zu trennen und als Feinde einander gegenüber zu stellen, sie, die ja ganz eins waren im Gedanken und im Herzen, nach Körper und Geist, sie, die nie anders als miteinander spielten. Nein, das hätte sie nicht übers Herz gebracht.

»Miss Campbell«, sagte da zur Einleitung Aristobulos Ursiclos, »ich preise mich glücklich, Ihr Sekundant zu sein, und wenn Sie mir gestatten, Ihnen die ausschlaggebenden Bedingungen des Schlags auseinanderzusetzen . . . «

»Mr. Ursiclos«, antwortete Helena, ihn etwas beiseite nehmend, »vor allem müssen wir meine Onkel gewinnen lassen.«

»Gewinnen?«

»Ja, ohne sie die Absicht merken zu lassen.«

»Aber, Miss Campbell . . . «

»Sie würden sich sehr unglücklich fühlen zu verlieren.«

»Indes . . . erlauben Sie!«, erwiderte Aristobulos Ursiclos, »das Krocketspiel ist mir geometrisch bekannt, dafür verbürge ich mich! Ich habe alle Kombinationen von Linien, die Werte der Kurven berechnet, und glaube zu dem Verlangen berechtigt zu sein . . . «

»Ich kenne kein anderes Verlangen«, unterbrach ihn Miss Campbell, »als das, mich meinen Gegnern gefällig zu zeigen. Übrigens sind sie sehr stark im Krocket, das sag' ich Ihnen im voraus, und ich glaube kaum, daß all Ihre Gelehrsamkeit gegen deren Gewandtheit wird aufkommen können.«

»Das dürfte sich ja zeigen!« murmelte Aristobulos Ursiclos, den keine Rücksichten bewegen konnten, sich freiwillig besiegen zu lassen – nicht einmal Miss Campbell zu Gefallen.

Inzwischen war der Kasten mit den Endpfählen, den Losmarken, den Bögen, Kugeln und Schlägeln von dem kleinen, für den Croquetground bestellten Aufwärter herbeigeschafft worden.

Die neun Bögen wurden in verschobenem Viereck in den Bodensteinen befestigt, und die beiden Pfähle erhoben sich an den Enden der großen Acht des Vierecks.

»Losen wir!« rief Bruder Sam.

Die Marken wurden in einen Hut geworfen. Jeder Teilnehmer entnahm eine.

Der Zufall bestimmte die folgenden Farben für die Ordnung des Spiels: Eine blaue Kugel und ebensolchen Schlägel für Bruder Sam; rote Kugel und Schlägel für Aristobulos Ursiclos; gelbe Kugel und Schlägel für Bruder Sib; grüne Kugel und Schlägel für Miss Campbell.

»In Erwartung eines gewissen Strahls von derselben Farbe!« sagte sie. »Das ist von guter Vorbedeutung!«

Bruder Sam mußte das Spiel eröffnen und er fing denn an, nachdem er mit seinem Partner noch eine tüchtige Prise genommen hatte.

Da mußte man ihn sehen, den Körper weder zu gerade, noch zu gebeugt, den Kopf halb seitwärts gewendet, um die Kugel genau am richtigen Punkt zu treffen; die Hände, eine der andern benachbart am Griff des Schlägels, die linke unten, die rechte oben, die Beine leicht geschlossen, die Knie mäßig gebogen, um die Rückwirkung des Schlags besser aufzunehmen, den linken Fuß direkt vor der Kugel und

den rechten ein wenig zurückgezogen – der vollendete Typus eines ›Gentleman croqueter!‹

Dann erhob Bruder Sam den Schlägel, den er langsam einen Halbkreis beschreiben ließ, führte damit einen sicheren Schlag gegen die 18 Zoll vom ›Fock‹ oder Ausgangspfahl entfernt liegende Kugel, und hatte nicht nötig, von der ihm zustehenden Vergünstigung einer noch zweimaligen Wiederholung des ersten Schlags Gebrauch zu machen.

Die geschickt fortgetriebene Kugel rollte durch den ersten Bogen und sofort durch den zweiten; ein zweiter Schlag trieb sie durch den dritten, und erst beim vierten Bogen nahm sie ›etwas zu viel Eisen‹ und blieb stehen.

Für die Spieleröffnung war das gewiß eine anerkanntswürdige Leistung. Ein schmeichelhaftes Gemurmel lief auch durch die Zuschauer, die sich außerhalb des kleinen Grabens um den Rasenplatz hielten.

Jetzt kam Aristobulos Ursiclos an die Reihe. Er war weniger glücklich. Ob aus Ungeschicklichkeit oder unglücklichem Zufall, jedenfalls mußte er dreimal von neuem beginnen, um die Kugel durch den ersten Bogen zu treiben, und den zweiten verfehlte er dann wieder.

›Höchstwahrscheinlich‹, bemerkte er zu Miss Campbell, ›ist diese Kugel nicht richtig kalibriert. In diesem Fall veranlaßt der exzentrisch gelegene Schwerpunkt eine Abweichung in ihrem Lauf . . . ‹

›Du bist dran, Onkel Sib‹, sagte Miss Campbell, ohne auf diese gelehrte Auseinandersetzung zu hören.

Der Bruder Sib war des Bruders Sam würdig. Seine Kugel lief durch zwei Bögen und blieb nah bei der von Aristobulos Ursiclos liegen, die ihm dazu diente, den dritten Bogen zu passieren, nachdem er sie rockiert, das heißt durch

Anprallenlassen der Seinigen berührt hatte, dann rockierte er noch einmal den jungen Gelehrten, dessen ganze Physiognomie zu verkünden schien: »Warte nur, wir werden es noch besser machen!« Endlich, nachdem beide Kugeln in Berührung miteinander gebracht waren, setzte er den Fuß fest auf seine eigene, führte gegen sie einen herzhaften Schlag und krockierte damit die Kugel des Gegners, das heißt, er trieb sie durch eine Wirkung des Gegenschlags, respektive der Elastizität des Holzes, 60 Schritte weit über die Grenze des Spielterrains hinaus.

Aristobulos Ursiclos mußte seiner Kugel nachlaufen; er tat das mit der ganzen Würde eines gesetzten Mannes und wartete dann in der Haltung eines Generals, der über einen großen Coup nachdenkt.

Miss Campbell nahm nun ihre grüne Kugel und schlug sie geschickt durch die beiden ersten Bögen.

Das Spiel nahm einen für die Brüder Melvill sehr vorteilhaften Fortgang, und diese ließen keine Gelegenheit aus, die feindlichen Kugeln zu rockieren und zu krockieren. Das war ein Massaker! Sie machten sich kaum bemerkbare Zeichen, verstanden sich schon durch Augenzwinkern, so daß sie der Worte entbehren konnten, und schließlich gewannen sie einen gewaltigen Vorsprung zur großen Genugtuung ihrer Nichte, aber zum geheimen Ärger Aristobulos Ursiclos'.

Als Miss Campbell, 5 Minuten nach Beginn der Partie, sich hinlänglich überholt sah, fing sie an, aufmerksamer zu spielen und zeigte dabei weit mehr Gewandtheit, als ihr Partner, der ihr nichtsdestoweniger seine wissenschaftlichen Ratschläge nicht ersparte.

»Der Ausfallswinkel«, belehrte er sie, »entspricht immer dem Einfallswinkel, und daraus können Sie die Richtung

ableiten, welche die Kugeln infolge des Anschlags nehmen müssen. Man muß daraus den Vorteil ziehen . . . «

»Ziehen Sie nur selbst den möglichsten Vorteil daraus«, antwortete ihm Miss Campbell. »Sie sehen, Sir, daß ich Ihnen um drei Bögen voraus bin.«

In der Tat blieb Aristobulos Ursiclos jämmerlich zurück.

Zehnmal schon hatte er versucht, den doppelten Mittelbogen zu nehmen, ohne dazu zu gelangen. Er suchte die Ursache nun in dem Drahtbogen selbst, ließ ihn anders richten, die Entfernung prüfen, und versuchte sein Glück von neuem.

Das Glück wollte ihm nun einmal nicht günstig sein. Seine Kugel traf jedesmal das Eisen, wollte aber nie darunter hindurch.

Miss Campbell wäre wirklich voll berechtigt gewesen, sich über ihren Partner zu beklagen. Sie selbst spielte sehr gut und verdiente die Lobeserhebungen, mit denen ihre beiden Onkeln sie freigebig bedachten. Es war aber auch reizend anzusehen, wenn sie sich so voll und ganz diesem Spiel hingab, das für die Entwicklung körperlicher Grazie so geeignet ist. Ihren rechten Fuß halb erhoben, um die Kugel des Gegners zu fesseln, wenn sie sie krockierte, die beiden gefällig gerundeten Arme, wenn sie ihren Schlägel einen halben Kreis beschreiben ließ, die Lebhaftigkeit des mehr als hübschen Gesichts, die ungezwungene Neigung des Körpers, ihr reizvoll schwankender Oberkörper – alles zusammen bot einen fesselnden Anblick. Nur Aristobulos Ursiclos sah davon natürlich nichts!

Man darf ihm wohl nachsehen, wenn er innerlich wütete. Die Brüder Melvill hatten jetzt einen so großen Vorsprung, daß an ihr Einholen kaum zu denken war. Immerhin bringt

das Krockettspiel oft so unerwartete Wendungen mit sich, daß man niemals an dem möglichen Sieg zu verzweifeln braucht.

Die Partie verlief unter so ungleichen Verhältnissen weiter, bis ein Zwischenfall sie unterbrach.

Aristobulos Ursiclos fand endlich Gelegenheit, die Kugel des Bruders Sam zu rockieren, die den Mittelbogen, vor dem er so unbarmherzig zurückgehalten blieb, schon auf dem Rückweg passiert hatte. Voller Verzweiflung und doch mit dem Bemühen, vor den Augen der Zuschauer möglichst ruhig zu erscheinen, gedachte er jetzt einen Meisterstreich auszuführen, seinem Gegner Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ihn über die Spielplatzgrenze hinauszujagen. Er legte also seine Kugel neben die des Bruders Sam, sicherte deren Berührung durch Anhäufung einigen Grases, stemmte den linken Fuß darauf, beschrieb beim Ausholen einen vollen Bogen, um dem Schlag mehr Kraft zu verleihen, und schlug dann tüchtig zu.

Ei, da entfuhr ihm ein Schrei! Es war ein wirkliches Schmerzgeheul; der nicht ganz richtig gelenkte Schlägelkopf hatte statt der Kugel den Fuß des Krocketstümpers getroffen, der nun, auf einem Bein umherhinkend, unzweifelhaft sehr natürliche, aber doch etwas lächerliche Schmerzensäußerungen zum Besten gab.

Die Brüder Melvill eilten auf ihn zu. Glücklicherweise hatte das dicke Leder seines Schnürschuhs die Heftigkeit des Schlags gemildert, so daß er ohne ernsthaftere Verletzung davongekommen war. Aristobulos Ursiclos glaubte aber sein Mißgeschick auf folgende Weise erklären zu müssen:

»Der durch seinen Schlägelstiel gebildete Strahl oder Radius«, sagte er dozierend, doch nicht ohne dabei das Gesicht

zu verziehen, »hat einen, zu demjenigen, der als Tangente den Erdboden streifen sollte, konzentrischen Kreis beschrieben, weil ich den Radius etwas zu kurz bemessen habe. Deshalb mußte der Schlag . . . «

»Unter diesen Umständen, Sir, wollen wir die Partie doch wohl lieber aufgeben?« fragte Miss Campbell.

»Die Partie aufgeben!« rief Aristobulos Ursiclos. »Uns für besiegt erklären? Nimmermehr! Unter Zuhilfenahme der Formeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung läßt sich nachweisen . . . «

»Nun, wie Sie wollen; dann spielen wir weiter«, schnitt ihm Miss Campbell den Faden der Gelehrsamkeit ab.

Alle Formeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung aber würden den Gegnern der beiden Onkel auch nur geringe Aussichten eröffnet haben.

Schon war Bruder Sam ›Räuber‹ geworden, das heißt, seine Kugel hatte alle Bögen passiert und den ›Besan‹, den Ausgangspflock, wieder berührt, so daß es ihm nun freistand, seinem Partner in jeder Weise zu Hilfe zu kommen, indem er alle Kugeln nach Belieben rockierte und krockierte.

In der Tat war die Partie nach wenigen weiteren Schlägen entschieden, und die Brüder Melvill triumphierten, aber nur bescheiden, wie das Meistern zukommt. Aristobulos Ursiclos dagegen hatte trotz seiner wissenschaftlich begründeten Ansprüche nicht dazu gelangen können, den Mittelbogen zu passieren.

Miss Campbell gab sich nun den Anschein, viel ärgerlicher zu sein, als sie in Wirklichkeit war, und mit kräftigem Schlag, auf dessen Richtung sie gar nicht achtete, trieb sie ihre Kugel weit weg.

Die Kugel rollte in Richtung Meer, über das durch die Furchen begrenzte Spielterrain hinaus, prallte an einem Stein ab, sprang dadurch in die Höhe und flog, ihr Gewicht multipliziert mit dem Quadrat der Geschwindigkeit, wie Aristobulos Ursiclos gesagt hätte, auf den Strand zu.

Unglücklicher Schlag!

Dort saß ein junger Künstler vor seiner Staffelei, beschäftigt, eine Ansicht des Meeres bis zur Südspitze der Reede von Oban aufzunehmen. Die Kugel erreichte gerade die aufgespannte Malerleinwand, befleckte ihre eigene grüne Farbe, indem sie über jene hinstrich, mit allen Farben der Palette und warf endlich die ganze Staffelei um.

Der Maler drehte sich ruhig um und sagte:

»Gewöhnlich sendet man eine Kriegserklärung, ehe ein Bombardement begonnen wird!«

Im Vorgefühl eines bevorstehenden Unheils war Miss Campbell, noch ehe es eintrat, zum Strand gelaufen.

»Ach, Sir«, sagte sie, sich an den jungen Künstler wendend, »bitte, verzeihen Sie mir meine Ungeschicklichkeit!«

Der Angeredete erhob sich, grüßte lächelnd das junge, in ihrer Verlegenheit desto schönere Mädchen, die sich eben entschuldigt hatte . . .

Es war der ›Schiffbrüchige‹ aus dem Strudel von Corryvreckan!

## 11. OLIVIER SINCLAIR

Olivier Sinclair war ein ›netter Mann‹, um den Ausdruck zu gebrauchen, den man früher in Schottland mit Vorliebe

für wackere, lebhaft und aufgeweckte junge Leute angewandt; doch wenn ihm diese Bezeichnung in geistiger Beziehung verdientermaßen zukam, so muß man gestehen, daß sie auch äußerlich auf ihn paßte.

Der letzte Sproß aus einer vornehmen Familie Edinburghs, war dieser junge Athener des nordischen Athens der Sohn eines bejahrten Rats der Hauptstadt von Midlothian. Früh vater- und mutterlos, so daß er bei seinem Onkel, einem der vier Oberrichter der Munizipalverwaltung, erzogen wurde, hatte er auf der Universität seinen Studien mit gutem Erfolg obgelegen; im Alter von 20 Jahren sicherte ihm der Heimfall eines nicht unbeträchtlichen Vermögens mehr Unabhängigkeit, und begierig, die Welt zu sehen, bereiste er die wichtigsten Staaten Europas, ferner Indien und Amerika, und die bekannte ›Edinburgh Revue‹ veröffentlichte wiederholt einige Skizzen seiner Reisen. Ein sehr begabter Maler, der seine Bilder gewiß zu ansehnlichen Preisen hätte verkaufen können; Dichter, wenn er in poetischer Stimmung war – und wem widerführe das nicht, in jenem Alter, wo einem das ganze Leben entgegenlacht? –, von warmem Herzen und Künstler von Natur, war er geschaffen, zu gefallen, und gefiel ohne Ziererei und Eitelkeit.

In der Hauptstadt des alten Kaledoniens ist es leicht, sich zu verheiraten. Die Geschlechter sind dort an Zahl sehr ungleich, und das schwache überragt zahlenmäßig das stärkere bei weitem. Einem jungen, gebildeten, liebenswürdigen, vornehmen und wohlgestalteten jungen Mann kann es da gar nicht fehlen, eine vermögende Frau nach seinem Geschmack zu finden.

Olivier Sinclair schien freilich auch mit 26 Jahren noch nicht das Bedürfnis empfunden zu haben, zu zweien zu leben. Hielt er den Fußpfad des Lebens für zu schmal, um Arm in Arm darauf zu wandeln? Nein, gewiß nicht; doch viel wahrscheinlicher ging es ihm besser damit, allein zu gehen, kreuz und quer, ganz seiner Laune folgend, hier- und dorthin zu irren, wie es ihm sein Geschmack als Künstler und Reisender eben eingab.

»Es ist nur ein kleiner Unfall, kein Unglück«, erklärte der junge Mann lächelnd. »Eine Sudelei, nichts weiter, an der die Kugel die gerechteste Kritik geübt hat!«

Olivier Sinclair äußerte das so freimütig, daß die Brüder Melvill ihm fast ohne alle Umstände die Hände entgegen gestreckt hätten. Jedenfalls glaubten sie sich gegenseitig vorstellen zu sollen, wie das unter Gentlemen Sitte ist.

»Mr. Samuel Melvill«, sagte Bruder Sib.

»Mr. Sebastian Melvill«, sagte Bruder Sam.

»Und deren Nichte, Miss Campbell«, fügte Helena hinzu, die, um nicht ausgeschlossen zu bleiben, sich lieber gleich selbst vorstellte.

Das war eine an den jungen Mann gerichtete Aufforderung, auch nun seinerseits Namen und Stand anzugeben.

»Miss Campbell, meine Herren«, sagte er sehr ernsthaft, »ich könnte Ihnen antworten, daß ich mich ›Fock‹ (Ausgangspunkt beim Krocket) nenne, da ich von jener Kugel getroffen worden bin; in der Tat heiße ich ganz einfach Olivier Sinclair.«

»Mr. Sinclair«, begann da Miss Campbell, die sich seine Antwort nicht so recht zu deuten wußte, noch einmal, »gestatten Sie zum letzten Mal, daß ich höflichst um Verzeihung bitte . . . «

»Und wir gleichfalls«, fügten die Brüder Melvill hinzu.

»Miss Campbell«, erwiderte Olivier Sinclair, »ich wiederhole Ihnen, daß die ganze Sache nicht der Mühe wert ist. Ich suchte den Effekt der anlaufenden Brandungswellen zu erhaschen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ihre Kugel, genau wie der Schwamm, ich weiß eben nicht welchen Malers des Altertums, den dieser auf seine Gemälde schleuderte, gerade die Wirkung hervorgebracht hat, die ich mit dem Pinsel vergeblich zu erzielen suchte.«

Das wurde in so liebenswürdigem Ton gesprochen, daß Miss Campbell und die Brüder Melvill ein Lächeln nicht unterdrücken konnten.

Hierbei wollen wir zu erwähnen nicht unterlassen, daß Aristobulos Ursiclos nicht mitgekommen war, um diesen Austausch von Entschuldigungen und Höflichkeiten mit anzuhören.

Olivier Sinclair war übrigens bestimmt geschaffen, irgendeiner jungen blonden Tochter Schottlands mehr als bloße Sympathie einzuflößen. Sein eleganter Wuchs, sein offenes Gesicht mit dem männlichen Ausdruck, der ebenso energisch durch seine Züge, wie andererseits sanft durch seine Augen erschien, die natürliche Grazie seiner Bewegungen, das Vornehme seines Wesens, seine geläufige und geistvolle Redeweise, sein leichter Gang, das Lächeln seines Blicks – alles vereinte sich, ihm eine gewisse Anziehungskraft zu verleihen. Er war freilich viel zu wenig Geck, um selbst darauf zu achten, oder er achtete absichtlich nicht darauf, da er keine Lust verspürte, sich zu binden.

Wenn ihm der weibliche Clan von Auld Reeky [»Die alte Rauchige«, ein Spitzname Edinburghs] nur Schmeichelhaftes nachrühmte, so gefiel er nicht minder seinen jugendlichen Gefährten und Universitätsfreunden; nach einem hübschen gälischen Sprichwort gehörte er zu denen, »die nie einem Freund und nie einem Feind den Rücken zukehren«.

Heute, im Augenblick jenes Angriffs, wendete er freilich Miss Campbell den Rücken zu. Miss Campbell dagegen war auch weder seine Feindin noch seine Freundin. In seiner Stellung, oder vielmehr, so wie er saß, hatte er die von dem Schlägel des jungen Mädchens so unbedacht fortgetriebene Kugel natürlich nicht bemerken können. So kam es, daß das Geschoß mitten auf seine Bildfläche platzte und seine gesamten Malergerätschaften über den Haufen warf.

Miss Campbell hatte auf den ersten Blick den Helden von Corryvreckan wiedererkannt; der Held dagegen nicht die junge Reisende der ›Glengarry‹. Während der Weiterfahrt von der Insel Scarba bis Oban mochte er Miss Campbell wohl kaum an Bord bemerkt haben. Hätte er geahnt, welch großen persönlichen Anteil gerade sie an seiner glücklichen Rettung gehabt hatte, würde er, wenn auch nur aus reiner Höflichkeit, unzweifelhaft seinen besonderen Dank abgestattet haben; das wußte er aber noch nicht, und sollte es wahrscheinlich auch niemals erfahren.

Noch an jenem Tag verbot – ja, das ist das richtige Wort – verbot Miss Campbell ebenso ihren Oheimen, wie Mrs. Bess und Patridge, jenem jungen Mann gegenüber jegliche Anspielung auf die Vorgänge, die sich auf der ›Glengarry‹ vor seiner Rettung abspielten.

Nach dem Vorfall mit der Kugel waren die Brüder Melvill, womöglich noch mehr erschrocken als ihre Nichte, dieser

nachgeeilt, und brachten eben ihre persönlichen Entschuldigungen bei dem jungen Künstler an, als der sie mit den Worten unterbrach:

»Miss . . . meine Herren . . . Ich bitte Sie, glauben Sie, daß die ganze Sache der Mühe gar nicht wert ist.«

»Sir«, erwiderte Bruder Sib, »nein, wir sind wirklich untröstlich . . .«

»Und wenn das Unglück unverbesserlich wäre, wie leider zu fürchten ist . . .«, fügte Bruder Sam hinzu.

Nach Beendigung der Partie hatte der junge Gelehrte, gereizt, seine theoretischen Kenntnisse mit der praktischen Fertigkeit nicht in Einklang gebracht haben zu können, sich ins Hotel zurückgezogen. Vor 3 bis 4 Tagen war kaum mit seinem Wiedererscheinen zu rechnen, denn er beabsichtigte eben nach der Insel Luing, einer der kleinen Hebriden, abzureisen, die im Süden der Insel Seil liegt, um dort von geologischem Standpunkt aus die reichen Schieferbrüche zu untersuchen.

Dem Gespräch drohten also keine lehrreichen Unterbrechungen, die er doch aufgetischt hätte, über die Flugkraft geschleuderter Körper, wie über andere mit dem Unfall zusammenhängende Fragen.

Olivier Sinclair hörte dabei auch, daß er den Gästen des Caledonian-Hotels nicht völlig unbekannt war, und erfuhr von einigen Vorkommnissen während der Überfahrt.

»Wie, Miss Campbell, und Sie, meine Herren«, rief er, »Sie befanden sich an Bord der ›Glengarry‹, die mich gerade noch zur rechten Zeit auffischte?«

»Ja, Mr. Sinclair.«

»Und Sie haben uns nicht wenig erschreckt«, fügte Bruder Sib hinzu, »als wir rein durch Zufall Ihr in den Strudeln des Corryvreckan verlorenes Boot bemerkten.«

»Ja, durch sehr glücklichen Zufall«, fuhr Bruder Sam fort, »und wahrscheinlich wären Sie ohne das Einschreiten von . . .« Hier gab Miss Campbell ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie nicht als Retterin geschildert werden wollte. Die Rolle einer ›Heiligen Jungfrau der Schiffbrüchigen‹ wollte sie auf keinen Fall übernehmen.

»Aber, Mr. Sinclair«, ergriff Bruder Sam wieder das Wort, »wie konnte der alte Fischer, der Sie begleitete, nur so unklug sein, sich in jenen Wirbelstrom zu wagen . . .«

» . . . dessen Gefährlichkeit er als Landeskind doch kennen mußte?« schloß Bruder Sib den Satz.

»Ihn trifft keine Schuld, meine Herren«, antwortete Olivier Sinclair. »Die Unklugheit war ganz auf meiner Seite, und kurze Zeit glaubte ich gar, mir den Tod des wackeren Mannes zuschreiben zu müssen. Aber da auf der Oberfläche des gurgelnden Wassers spielten so überraschende Farbtöne, daß es aussah, als wäre eine feine Spitze über einen Grund von blauer Seide ausgebreitet. Ohne weitere Überlegung trieb es mich gleichsam zur Jagd auf einige neue Nuancen inmitten dieses lichtgeschwängerten Wasserstaubs. Dabei gelangte ich weiter und weiter vor. Mein alter Fischer kannte die Gefahr recht gut und bemühte sich, uns zurückzuhalten, er wollte zur Küste der Insel Jura hinübersteuern, ich aber hörte ihn kaum, bis unser Boot endlich von einer Strömung gepackt und dann unwiderstehlich dem tolen Strudel zugetrieben wurde. Wir versuchten alles, der Anziehung entgegenzuarbeiten . . . da verletzte ein heftiger Wogenschlag meinen Begleiter, der mich nun nicht weiter

unterstützen konnte, und ohne das Erscheinen der ›Glen-garry‹, ohne die Hilfswilligkeit des Kapitäns und die Menschenfreundlichkeit der Passagiere wären wir, mein Fischer und ich, nun schon der Legende verfallen und im Nekrolog des ›Corryvreckan‹ katalogisiert gewesen!«

Miss Campbell hörte ihm zu, ohne ein Wort zu äußern, und erhob zuweilen ihre schönen Augen zu dem jungen Mann, der sie mit seinen Blicken keineswegs zu behelligen suchte. Sie konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er von seiner Jagd oder vielmehr von seinem Fischzug nach Farbennuancen des Meeres erzählte.

War sie nicht auf ähnliche, wenn auch weniger gefährliche Abenteuer ausgezogen, auf die Jagd nach einer Farbennuance des Himmels, auf die Jagd nach dem Grünen Strahl?

Die Brüder Melvill machten auch unwillkürlich eine dahinzielende Bemerkung, indem sie von der Veranlassung sprachen, die sie nach Oban geführt hatte, das heißt von der Absicht, jenes physikalische Phänomen zu beobachten, dessen Natur sie dem jungen Maler erklärten.

»Der Grüne Strahl!« rief Olivier Sinclair.

»Sollten Sie ihn schon gesehen haben, Sir?« fragte lebhaft das junge Mädchen, »haben Sie ihn schon einmal gesehen?«

»Nein, Miss Campbell«, antwortete Olivier Sinclair. »Wenn ich überhaupt nur gewußt hätte, daß es irgendwo einen Grünen Strahl gäbe! Nein, wirklich nicht! Nun gut, auch ich will ihn sehen. Die Sonne wird niemals unter dem Horizont verschwinden, ohne daß sie mich zum Zeugen ihres Untergangs hat; und, beim heiligen Dunstan, ich werde nie mehr anderes, als das Grün ihres letzten Strahls wiedergeben!«

Es war zuerst nur schwer zu entscheiden, ob Olivier Sinclair nicht mit leichtem ironischen Anflug sprach oder aber

sich wirklich von seiner Künstlernatur so plötzlich hinreißen ließ. Miss Campbell sagte ein gewisses Vorgefühl, daß der junge Mann nicht scherzte.

»Mr. Sinclair«, ergriff sie das Wort, »der Grüne Strahl ist nicht mein ausschließliches Eigentum; er leuchtet für alle Welt und wird nichts an Wert verlieren, wenn er sich mehreren Neugierigen auf einmal zeigt. Wir können also, wenn es Ihnen recht ist, versuchen, ihn zusammen zu sehen.«

»Mit großem Vergnügen, Miss Campbell.«

»Doch es gehört ein wenig Geduld dazu.«

»Daran soll's nicht fehlen . . . «

»Und man darf nicht davor zurückschrecken, sich Augenschmerzen zuzuziehen«, warf Bruder Sam ein.

»Der Grüne Strahl ist es schon wert, das um seinetwillen zu riskieren«, versicherte Olivier Sinclair, »und ich sage Ihnen, daß ich Oban nicht verlassen werde, ohne ihn gesehen zu haben.«

»Wir haben uns schon einmal«, sagte Miss Campbell, »auf die Insel Seil begeben, um diesen Strahl zu beobachten, aber gerade in dem Augenblick, wo die Sonne versank, verhüllte sie eine kleine, am Horizont hinziehende Wolke.«

»Das war ja fatal!«

»Gewiß, höchst fatal, Mr. Sinclair, denn seit jenem Tag haben wir noch nicht wieder einen genügend klaren Himmel gehabt.«

»Der wird wohl nicht ausbleiben, Miss Campbell! Der Sommer hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen, und vor Eintritt der schlechten Jahreszeit, glauben Sie mir, wird die Sonne uns auch noch mit dem Almosen ihres Grünen Strahls bedenken.«

»Um Ihnen alles zu gestehen, Mr. Sinclair«, fuhr Miss Campbell fort, »hätten wir ihn am Abend des 2. August am Horizont der ›Corryvreckan‹ gewiß wahrnehmen können, wenn unsere Aufmerksamkeit nicht durch eine gewisse Rettung abgelenkt worden wäre, an der . . .«

»Wie, Miss Campbell«, fiel ihr Olivier Sinclair ins Wort, »ich wäre der Unglücksvogel gewesen, der Ihre Augen in einem so entscheidenden Moment abgelenkt hätte? Meine Unbesonnenheit hätte Sie den Grünen Strahl gekostet? Dann bin ich ja Ihnen schuldig, um Verzeihung zu bitten, und das tue ich hiermit unter größtem Bedauern meines ungeschickten Dazwischentretens. Das soll mir nicht wieder vorkommen!«

Man plauderte noch von dem und jenem auf dem Rückweg zum Caledonian-Hotel, in dem auch Olivier Sinclair nach Beendigung eines Ausflugs in die Umgebung von Dalmaly abgestiegen war. Der junge Mann, dessen freimütiges Wesen und mitteilsame Heiterkeit den beiden Brüdern keineswegs mißfiel, wurde gelegentlich veranlaßt, von Edinburgh und seinem Onkel, dem Oberrichter Patrick Oldimer, zu sprechen. Da stellte sich heraus, daß die Brüder Melvill mit dem Oberrichter Oldimer mehrere Jahre bekannt gewesen waren. Zwischen den beiden Familien bestand damals ein ziemlich vertraulicher Verkehr, den nur die spätere örtliche Trennung unterbrochen hatte. Man war also eigentlich schon miteinander bekannt, und Olivier Sinclair wurde von den Brüdern Melvill aufgefordert, diese Verbindung fortzusetzen. Da er nun keinerlei Ursache hatte, sein Künstlerzelt anderswo als in Oban aufzuschlagen, erklärte er sich mehr denn je zuvor entschlossen, hier zu bleiben, um an den Nachforschungen nach dem Grünen Strahl teilzunehmen.

Miss Campbell, die Brüder Melvill und er begegneten sich während der folgenden Tage häufig am Strand von Oban. Sie prüften zusammen, ob der Zustand der Atmosphäre sich nicht endlich günstiger gestaltete. Zehnmal am Tag wurde das Barometer befragt, das manchmal einige Neigung zu steigen bemerken ließ. In der Tat überschritt das lebenswürdige Instrument am Morgen des 14. August 37,7 Zoll.

Mit welcher Befriedigung überbrachte Olivier Sinclair an diesem Tag Miss Campbell die freudige Nachricht! Ein Himmel so klar wie das Auge einer Madonna; ein Azur, der nach und nach alle Schattierungen zwischen Indigo und Ultramarin durchlief. Nicht eine Spur hygrometrischen Dunsts in der Luft, die Aussicht auf einen herrlichen Abend und einen Sonnenuntergang, der jeden Astronomen einer Sternwarte entzückt hätte.

»Wenn wir bei Sonnenuntergang unsern Grünen Strahl heute nicht sehen«, behauptete Olivier Sinclair, »dann müßten wir eben blind sein.«

»Ihr hört, liebe Onkel«, sagte Miss Campbell, »es gilt heute abend!«

Man kam also dahin überein, vor dem Abendessen auf die Insel Seil zu fahren, und das geschah gegen 5 Uhr.

Auf der pittoresken Straße von Glachan führte die Kalesche Miss Campbell dahin, die vor Freude strahlte, Olivier Sinclair, der diese Strahlen widerspiegelte, und die Brüder Melvill, die auch ihren Teil von diesem Glanz abfingen. Man hätte wahrlich sagen können, sie hätten die Sonne bei sich auf einem Wagensitz, und die vier Pferde des eleganten Gefährts wären die Hippogryphe des Wagens Apollos, des Tagesgottes.

Auf der Insel Seil befanden sich die schon vorher begeisterten Beobachter gegenüber einem Horizont, dessen scharfe Linien kein Hindernis unterbrach. Sie nahmen auf der äußersten Spitze eines schmalen Vorgebirges Platz, das zwei Einbuchtungen des Gestades trennte und 1 Meile weit ins Meer hinausragte. Hier konnte nach Westen und über ein Viertel des Horizonts nichts die Aussicht versperren.

»Endlich werden wir ihn also schauen, diesen wunderlichen Strahl, der sich so gewaltig zielt, ehe er sich einmal blicken läßt«, sagte Olivier Sinclair.

»Ich glaube es«, sagte Bruder Sam.

»Ich bin mir dessen sicher«, fügte Bruder Sib hinzu.

»Und ich, ich hoffe es!« meinte Miss Campbell, als sie das verlassene Meer und den fleckenlosen Himmel betrachtete.

In der Tat deutete alles darauf hin, daß das Phänomen sich beim Untertauchen der Sonne im vollen Glanz zeigen würde.

Schon war das Strahlengestirn, das in schräger Linie niedersank, nur noch wenige Grade oberhalb des Horizonts. Seine rotglühende Scheibe übergießte den Abendhimmel mit gleichmäßiger Farbe und warf einen langen glänzenden Streifen auf das wie in Schlummer versunkene Meer.

Stumm, in Erwartung der Erscheinung, etwas erregt von dem Ende eines schönen Tages, beobachteten alle die Sonne, die allmählich tiefer sank und einem ungeheuren Feuerball ähnelte. Plötzlich entrang sich Miss Campbell ein unwillkürlicher Schrei; ihm folgte ein ängstlicher Ausruf, den weder die Brüder Melvill noch Olivier Sinclair hatten unterdrücken können.

Von dem Eiland Easdale, am Fuß der Insel Seil, stieß eben eine Schaluppe ab und schlug einen Kurs nach Westen ein.

Ihr gleich einem Lichtschirm aufgespanntes Segel überragte die Linie des Horizonts. Würde es die Sonne gerade in dem Augenblick verhüllen, wo diese in den Wogen erlosch?

Das war nur eine Frage von Sekunden. Zurückzueilen, sich nach der einen oder anderen Seite zu begeben, um sich gegenüber dem letzten Berührungspunkt zu befinden, dazu hatte man keine Zeit. Die Schmalheit des Vorbergs gestattete es nicht, sich unter einem hinreichenden Winkel zu entfernen, um wieder in gleiche Richtung mit der Sonne zu kommen.

Verzweifelt über diese Widerwärtigkeit lief Miss Campbell auf dem Felsen hin und her. Olivier Sinclair gab der Schaluppe möglichst deutliche Zeichen und rief sie an, das Segel einzuziehen.

Vergebliches Bemühen! Man sah ihn dort nicht und konnte ihn keinesfalls hören. Die Schaluppe glitt unter leichtem Wind mit der Welle, die sie trug, immer weiter nach Westen.

In dem Augenblick, als der obere Rand der Sonnenscheibe verschwinden sollte, strich das Segel vor ihr vorüber und verdeckte sie mit seinem undurchsichtigen Trapez.

Grausame Enttäuschung! Dieses Mal war der Grüne Strahl von der untersten Linie des dunstlosen Horizonts ausgegangen, hatte sich aber in dem Segel gefangen, ehe er den Vorberg erreichte, auf dem so viele Blicke ihn begierig erwarteten.

Ganz verblüfft und vielleicht erzürnter, als es der unglückliche Zufall verdiente, standen Miss Campbell, Olivier Sinclair und die Brüder Melvill wie versteinert auf ihrem Platz und vergaßen sogar fortzugehen, während sie nur die Schaluppe und alle, die sie trug, verwünschten.

Inzwischen stieß das Boot an einem kleinen Einschnitt der Insel Seil, am Fuß des Vorbergs an Land.

Da sprang ein Passagier ans Ufer, während die beiden Fischer, die ihn von der Insel Luing über das Meer hergebracht hatten, in dem Fahrzeug zurückblieben: er lief um das Vorland herum und klomm die vordersten zugänglichen Felsen in die Höhe, offenbar in der Absicht, nach dem Vorberg zu gelangen.

Unzweifelhaft hatte der Pechvogel die auf dem oberen Plateau stehenden Beobachter bemerkt und erkannt, denn er grüßte sie mit einer gewissen Vertraulichkeit.

»Mr. Ursiclos!« rief Miss Campbell.

»Er! Er ist es gewesen!« antworteten die Brüder.

»Wer mag dieser Herr sein?« fragte sich Olivier Sinclair.

In der Tat, es war Aristobulos Ursiclos in höchsteigener Person, der eben von seinem mehrtägigen Ausflug nach der Insel Luing zurückkehrte.

Wie er von denen empfangen wurde, denen er die Erfüllung ihres innigsten Wunsches vereitelt hatte, braucht wohl kaum geschildert zu werden.

Die Brüder Sam und Sib vergaßen, alle Regeln gewöhnlicher Höflichkeit vergessend sogar, Olivier Sinclair und Aristobulos Ursiclos einander vorzustellen. Vor der deutlichen Unzufriedenheit Helenas senkten sie lieber die Augen, um den Prätendenten ihrer Wahl womöglich gar nicht zu sehen.

Die kleinen Hände geballt, die Arme über der Brust gekreuzt und die Augen feuersprühend, sah Miss Campbell ihn an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich entfuhr ihrem Mund die Worte:

»Mr. Ursiclos, Sie hätten auch besser getan, nicht gerade zur rechten Zeit zu kommen, um eine Dummheit zu begehen.«

## 12. NEUE PLÄNE

Die Rückfahrt nach Oban erfolgte unter weit weniger angenehmen Umständen, als die Fahrt zur Insel Seil. Man hatte geglaubt, einem Erfolg entgegenzugehen und kam von einem Mißerfolg zurück.

Wenn die Enttäuschung, die Miss Campbell empfand, durch irgend etwas gelindert werden konnte, so war es dadurch, daß Aristobulos Ursiclos die Ursache dafür bildete. Sie gewann dadurch das Recht, ihm, dem großen Schurken, ihre Meinung zu sagen und sein Haupt mit Verwünschungen zu bedecken. Daran ließ sie es denn auch nicht fehlen. Die Brüder Melvill wären schlecht angekommen, wenn sie ihn hätten verteidigen wollen. Nein, es war fast notwendig gewesen, daß das Boot mit dem Tölpel, an den man in jenem Augenblick gar nicht dachte, gerade denjenigen Punkt am Horizont einnehmen mußte, wo er ihn in dem Augenblick bedeckte, an dem die Sonne ihren letzten leuchtenden Strahl aussandte. Das waren Dinge, die jede Verzeihung ausschlossen.

Es versteht sich von selbst, daß Aristobulos Ursiclos, der sich zur Entschuldigung obendrein erlaubt hatte, über die ganze Geschichte mit dem Grünen Strahl zu spötteln, nach dieser zornerfüllten Predigt wieder nach der Schaluppe entflohen war, um nach Oban zu gelangen. Er handelte damit sehr weise, denn höchstwahrscheinlich hätte man ihm doch keinen Platz in der Kalesche angeboten, nicht einmal den dahinter schwebenden Dienersitz.

Zweimal schon war der Sonnenuntergang also unter Umständen vor sich gegangen, die es gestattet hätten, das ersehnte Phänomen zu beobachten, und zweimal hatte sich das begierige Auge von Miss Campbell den glühenden Liebkosungen des Gestirns ausgesetzt, von denen sie als Nachwehen mehrere Stunden lang eine deutliche Störung der Sehfähigkeit davontrug. Zuerst hatte die Rettung Olivier Sinclairs und heute das Vorüberkommen Aristobulos Ursiclos' ihr die günstige Gelegenheit geraubt, die vielleicht in langer Zeit nicht wiederkehrte. Freilich waren die Begleitumstände in den beiden Fällen nicht dieselben gewesen, und so sehr Miss Campbell den einen entschuldigte, ebenso sehr zürnte sie dem anderen. Wer könnte sie deshalb der Parteilichkeit zeihen?

Am folgenden Morgen ging Olivier Sinclair, etwas in Gedanken versunken, am Strand spazieren.

Wer war dieser Mr. Aristobulos Ursiclos? Ein Verwandter von Miss Campbell und der Brüder Melvill oder nur ein Freund von ihnen? Auf jeden Fall stand er mit der Familie auf vertrautem Fuß; das bewies schon die Art und Weise, wie Miss Campbell sich hatte gehenlassen, als sie ihm seine Ungeschicktheit vorwarf. Doch was ging ihn, Olivier Sinclair, das überhaupt an? Wollte er wissen, woran er war, brauchte er ja nur Bruder Sam oder Bruder Sib zu fragen; aber gerade das verbot er sich selbst und tat es auch wirklich nicht.

Die Gelegenheit dazu fehlte ihm natürlich nicht.

Jeden Tag begegnete Olivier Sinclair den Brüdern Melvill, die entweder zusammen spazierengingen – wer hätte sich überhaupt schmeicheln können, je einen von ihnen allein gesehen zu haben? – oder von ihrer Nichte begleitet

wurden, am Ufer des Meeres. Man plauderte von Tausenderlei und besonders vom Wetter, was im vorliegenden Fall durchaus keine Ausflucht war, etwas zu sprechen, ohne etwas zu sagen. Würde es noch einmal einen so klaren Abend geben, wie man einen erwartete, um wieder auf die Insel Seil zu fahren? Daran konnte man vielleicht zweifeln. Seit den tadellos schönen Tagen des 2. und des 14. August zeigte der Himmel fortwährend ein ungewisses Aussehen, mit Regenwolken, gelegentlichem Wetterleuchten und abendlichen Nebeln – mit allen Unarten, die einen jungen Astronomen zur Verzweiflung gebracht hätten, wenn er, am Objektivglas seines Fernrohrs sitzend, einen Bruchteil der Himmelskarte hätte durchmustern wollen.

Warum sollten wir nicht zugestehen, daß der junge Maler sich jetzt ebenso wie Miss Campbell von dem Grünen Strahl hatte einnehmen lassen? Er ritt genau dasselbe Steckpferd wie das junge Mädchen; er ergab sich dieser Phantasie mit nicht weniger Eifer, um nicht zu sagen, mit nicht weniger Ungeduld wie seine junge Gefährtin. Oh, er war kein Aristobulos Ursiclos, der, den Kopf in den Wolken hoher Wissenschaft verborgen, für eine einfache optische Erscheinung nichts als Verachtung hatte. Beide verstanden sich und beide wollten nun einmal zu den wenigen Auserwählten gehören, die der Grüne Strahl mit seinem Erscheinen beehrt hatte.

»Wir werden ihn noch sehen, Miss Campbell«, wiederholte Olivier Sinclair, »wir werden ihn sehen, und wenn ich ihn selbst anzünden müßte! Es war ja mein Fehler, daß er Ihnen beim ersten Mal entging, und ich bin ebenso schuldig, wie jener Mr. Ursiclos . . . Ihr Verwandter . . . wenn ich nicht irre?«

»Nein, mein Bräutigam . . . wie es scheint . . .« antwortete heute Miss Campbell und entfernte sich mit einiger Hast, um sich ihren Onkeln anzuschließen, die unfern von ihr gingen und sich die unvermeidliche Prise anboten.

Ihr Bräutigam? Es war eine eigentümliche Wirkung, welche diese einfache Antwort und besonders der Ton, in dem sie gegeben wurde, auf Olivier Sinclair hervorbrachte. Doch, warum hätte jener junge Pedant kein Bräutigam sein können? Unter dieser Voraussetzung erklärte sich wenigstens seine Anwesenheit in Oban. Daß er das Unglück haben mußte, sich zwischen die untergehende Sonne und Miss Campbell zu stellen, daraus folgte doch noch nicht . . . was folgte daraus noch nicht? Olivier Sinclair wäre sehr in Verlegenheit gekommen, das zu sagen.

Nach zweitägiger Unsichtbarkeit war Aristobulos Ursiclos übrigens wieder auf der Bildfläche erschienen. Olivier Sinclair beobachtete ihn zuweilen in Gesellschaft der Brüder Melvill, die ihm unmöglich mehr zürnen konnten. Er schien mit ihnen auf bestem Fuß zu stehen. Wiederholt waren sich auch, entweder am Strand oder im Salon des Caledonian-Hotels, der junge Gelehrte und der junge Künstler selbst begegnet. Die beiden Onkel hatten es nun doch für angezeigt gehalten, sie einander vorzustellen.

»Mr. Aristobulos Ursiclos aus Dumfries!«

»Mr. Olivier Sinclair aus Edinburgh!«

Die beiden jungen Leute begnügten sich mit einer sehr mittelmäßigen Begrüßung, einer leichten Neigung des Kopfs, woran der etwas zu steif gehaltene Körper nicht teilnahm.

Allem Anschein nach konnte zwischen diesen beiden Charakteren niemals irgendeine Sympathie aufkommen. Der eine durchmusterte den Himmel, um ihm bildlich seine Sterne zu rauben, der andere um deren Elemente zu berechnen; der eine, der Künstler, ließ sich nicht verleiten, auf dem Piedestal der Kunst Stellung zu nehmen; der andere machte aus seiner Wissenschaft ein Piedestal, von dem herab er Vorlesungen hielt.

Was Miss Campbell betrifft, so schmollte sie noch immer mit Aristobulos Ursiclos. Wenn er anwesend war, schien sie ihn gar nicht zu bemerken, wenn er vorüberkam, wendete sie sich erkennbar weg. Mit einem Wort, und wie wir bereits oben geschildert haben, sie ›schnitt‹ ihn mit aller Schärfe britischer Förmlichkeit. Die Brüder Melvill hatten genug Mühe, die Stückchen von ihm zusammenzulesen. Doch wie dem auch war, alles würde sich ja, ihrer Ansicht nach, zum Besten wenden, wenn dieser launenhafte Strahl sich ein einziges Mal sehen lassen wollte.

Dann und wann betrachtete Aristobulos Ursiclos den hübschen Olivier Sinclair über seine Brille hinweg, wie es Kurzsichtige zu tun pflegen, die etwas sehen wollen, ohne es sich anmerken zu lassen. Und was er da bemerkte, die unverdrossene Zuvorkommenheit des jungen Mannes gegenüber Miss Campbell, die Liebenswürdigkeit, mit der das junge Mädchen ihm bei jeder Gelegenheit entgegenkam, all das war nicht besonders geeignet, ihm zu gefallen. Doch hielt er sich, seiner Sache gewiß, stets reserviert.

Bei dem ständig so ungewissen Himmel und vor einem Barometer, dessen beweglicher Nadel es niemals einfiel,

einen festeren Stand einzunehmen, fühlten übrigens alle ihre Geduld auf eine sehr harte Probe gestellt. In der Hoffnung, einen dunstfreien Horizont zu finden, und wäre es auch nur für wenige Augenblicke zur Zeit des Sonnenuntergangs, unternahm man noch zwei bis drei Ausflüge auf die Insel Seil, an denen Aristobulos Ursiclos nicht teilnehmen zu sollen glaubte.

Vergebliche Mühe! Der 23. August kam heran, ohne daß das Phänomen sich herabgelassen hätte, zu erscheinen.

Diese Phantasie nahm allmählich die Form einer fixen Idee an, die einer anderen gar keinen Raum ließ. Das steigerte sich bis zum Zustand der Besessenheit. Man träumte davon Tag und Nacht, so daß eine neue Art Monomanie zu entstehen drohte – zu einer Zeit, wo man solche überhaupt nur noch schwer zählen kann. Unter dieser Beeinflussung des Geistes verwandelten sich alle Farben in eine einzige, der blaue Himmel erschien grün, die Landstraßen sahen grün aus, der Strand war grün, die Felsen waren grün, Wasser und Wein schimmerten grün wie Absinth! Die Brüder Melvill bildeten sich ein, in grüner Kleidung einherzugehen und hielten sich für ein paar Papageien, die grünen Tabak aus einer grünen Dose schnupften. Mit einem Wort, es war eine grüne Tollheit! Alle erschienen von einer Art Daltonismus befallen, und Augenärzte hätten hier Gelegenheit gehabt, ihre ophtalmologischen Revuen mit interessanten Abhandlungen zu bereichern. Das konnte nicht lange dauern.

Glücklicherweise kam Olivier Sinclair ein rettender Gedanke.

»Miss Campbell«, begann er eines Tages, »und Sie, meine Herren Melvill, es scheint mir doch, alles in allem, daß wir in

Oban recht schlecht dran sind, um das fragliche Phänomen zu betrachten.«

»Und wen trifft dieser Fehler?« antwortete Miss Campbell, während sie die beiden Schuldigen, die beschämt die Köpfe senkten, scharf ansah.

»Hier gibt es keinen Meereshorizont«, fuhr der junge Künstler fort. »Wir sind deshalb genötigt, ihn jedesmal auf der Insel Seil zu suchen, und laufen Gefahr, uns gerade im geeigneten Augenblick nicht dort zu befinden.«

»Das liegt auf der Hand«, stimmte Miss Campbell zu. »Ich weiß in der Tat nicht, wie meine Onkel dazu gekommen sind, gerade diesen entsetzlichen Platz für unsere Beobachtungen zu wählen.«

»Liebe Helena«, antwortete Bruder Sam, ohne recht zu wissen, was er sagen sollte, »wir haben geglaubt ... «

»... ja ... geglaubt ... daß es ...«, fügte Bruder Sib hinzu, um ihm zu Hilfe zu kommen.

»... daß die Sonne es nicht unter ihrer Würde finden würde, jeden Abend am Horizont von Oban unterzugehen.«

»Weil Oban doch am Meer liegt.«

»Ihr habt eben eine völlig falsche Vorstellung gehabt, liebe Onkel, eine ganz falsche, da sie, von hier gesehen, nicht ins Meer versinkt.«

»Leider«, stammelte Bruder Sam. »Wenn nur diese verwünschten Inseln nicht wären, die uns die Aussicht auf das offene Meer rauben.«

»Ihr verlangt doch nicht etwa, daß sie in die Luft gesprengt werden sollen?« fragte Miss Campbell.

»Das wäre ganz sicher schon geschehen, wenn's überhaupt möglich wäre«, erklärte Bruder Sib in entschlossenem Ton.

»Wir können uns aber nicht auf der Insel Seil niederlassen«, bemerkte Bruder Sam.

»Und warum nicht?«

»Liebe Helena, wenn du es unbedingt willst . . . «

»Unbedingt!«

»Dann brechen wir dahin auf!« antworteten Bruder Sib und Bruder Sam resigniert.

Und die beiden opferwilligen Wesen erklärten sich sofort bereit, Oban zu verlassen.

Da ergriff Olivier Sinclair noch einmal das Wort.

»Miss Campbell«, sagte er, »gern bereit, Ihren Willen zu erfüllen, glaube ich doch, daß wir noch etwas Besseres tun könnten, als auf die Insel Seil umzuziehen.«

»Reden Sie, Mr. Sinclair, und wenn Ihr Vorschlag noch besser ist, werden meine Onkel sich nicht weigern, ihn zu befolgen.«

Die Brüder Melvill verneigten sich mit so automatischer Bewegung, daß sie sich vielleicht noch nie so ähnlich gesehen hatten, wie in diesem Augenblick.

»Die Insel Seil«, erklärte Olivier Sinclair, »ist wirklich nicht geeignet, darauf längere Zeit zu wohnen, wenn das auch für wenige Tage angehen möchte. Wenn Sie gezwungen sind, Geduld zu üben, Miss Campbell, darf das doch nicht auf Kosten Ihres Wohlbefindens geschehen. Ich habe mich auch überzeugt, daß von Seil aus der Blick aufs Meer durch die Form der Insel sehr eingeengt ist. Wenn's das Unglück wollte, daß wir über Erwarten lange warten müßten, wenn unser Aufenthalt dort sich vielleicht gar über einige Wochen ausdehnte, könnte es kommen, daß die Sonne, die jetzt nach Westen zu zurückweicht, schließlich hinter der Insel Colonsay, der Insel Oronsay oder gar hinter Gross Islay

verschwände, und aus Mangel an hinreichendem Rundblick jede Beobachtung unmöglich machte.«

»Wahrhaftig«, sagte Miss Campbell, »das wäre der letzte Schlag des neidischen Geschicks . . . «

»Dem wir sehr leicht entgehen können, indem wir eine etwas weiter außerhalb des Archipels der Hebriden gelegene Station aufsuchen, vor der sich der Atlantische Ozean in voller Unendlichkeit ausbreitet.«

»Und wäre Ihnen eine solche bekannt, Mr. Sinclair?« fragte Miss Campbell lebhaft.

Die Brüder Melvill hingen gespannt an den Lippen des jungen Mannes. Was würde er antworten? Wohin, zum Teufel, würde sie die Phantasie ihrer Nichte zuletzt noch verschleppen?

Die Antwort Olivier Sinclairs brachte auf sie jedoch eine beruhigende Wirkung hervor.

»Miss Campbell«, sagte er, »nicht weit von hier liegt eine Station, die mir alle günstigen Bedingungen zu vereinen scheint. Sie befindet sich unter jenen Höhen der Insel Mull, die den Horizont im Westen von Oban begrenzen. Es ist eine der kleinen Hebriden, die am weitesten in den Atlantischen Ozean vorgeschoben liegt, die reizende Insel Iona.«

»Iona!« rief Miss Campbell, »Iona, meine Herren Onkel, und da sind wir noch nicht?«

»Morgen werden wir da sein«, erwiderte Bruder Sib.

»Morgen noch vor Sonnenuntergang«, fügte Bruder Sam hinzu.

»So begeben wir uns dorthin«, erklärte Miss Campbell, »und wenn wir auch in Iona unerwarteterweise einen nicht

hinreichend ausgebreiteten Horizont antreffen, so wißt, liebe Onkel, daß wir nach einem anderen Punkt an der Küste suchen werden, von John O’Groats am nördlichen Ende Schottlands bis nach Land’s End, an der Südspitze Englands, und wenn selbst das noch nicht reichen sollte . . . «

»Das ist ganz einfach«, fiel Olivier Sinclair ein, »dann fahren wir eben um die ganze Erde!«

### 13. DIE WUNDER DES MEERES

Wer sich ganz verzweifelt stellte, als er den Entschluß seiner Gäste erfuhr, das war der Wirt des Caledonian-Hotels. Als ob Master MacFyne, wenn er gekonnt hätte, all die Inseln und Eilande nicht hätte sprengen lassen, die in Oban die Aussicht auf das Meer beschränkten! Er tröstete sich übrigens, sobald sie abgereist waren, unter dem Ausdruck des größten Bedauerns, eine solche Familie von Monomanen beherbergt zu haben.

Um 8 Uhr des Morgens schifften sich die Brüder Melvill, Miss Campbell, Mrs. Bess und Patridge auf der ›Swift Steamer Pioneer‹ – so lautete es im Prospekt – ein, welche die Insel Mull umsegelt, dabei in Iona und auf Staffa anlegt und gegen Abend wieder in Oban eintrifft.

Olivier Sinclair befand sich schon vor seinen Begleitern am Hafen an der Pfahlbrücke und erwartete jene auf der Kommandobrücke, die von einem Radkasten des Dampfers zum anderen reichte.

Von Aristobulos Ursiclos war bezüglich dieser Reise nicht weiter die Rede. Die Brüder Melvill hatten inzwischen geglaubt, ihn von der plötzlichen Ortsveränderung benachrichtigen zu sollen. Die einfachste Höflichkeit verlangte diesen Schritt, und sie gehörten zu den höflichsten Leuten der Welt.

Aristobulos Ursiclos hatte die Mitteilung der beiden Onkel ziemlich kühl angehört und sich einfach begnügt, ihnen zu danken, ohne etwas von seinen eigenen Projekten zu erwähnen.

Die Brüder Melvill zogen sich darauf zurück, indem sie sich wiederholten, daß, wenn ihr Günstling sich so äußerst reserviert zeigte, und wenn Miss Campbell gegen ihn jetzt auch eine gewisse Abneigung fühlen mochte, daß alles infolge eines einzigen schönen Herbstabends vorübergehen werde, wenn nur ein reiner Sonnenuntergang sich gefunden hatte, mit dem die Insel Iona hoffentlich nicht geizen würde.

Als alle Passagiere an Bord waren, wurden die Sorrtäue beim dritten Ertönen der Dampfpfeife losgeworfen, und die ›Pioneer‹ glitt in Richtung Süden davon, aus der Bai hinaus und auf die Meerenge von Kerrera zu.

Sie führte an Bord eine gewisse Anzahl jener Touristen, die zwei- oder dreimal in jeder Woche diese reizende Rundfahrt um die Insel Mull, die nur 12 Stunden in Anspruch nimmt, herbeilockte. Miss Campbell und ihre Gefährten sollten sie jedoch schon beim ersten Landungsplatz verlassen.

Es verlangte sie wirklich, in Iona, das heißt auf ihrem neuen, offenen Beobachtungsfeld anzukommen. Das Wetter war prächtig und das Meer still wie ein Binnensee. Die Überfahrt verlief höchst angenehm. Wenn auch der heutige Abend die

Erfüllung ihrer Wünsche noch nicht bescheren sollte, nun so würden sie eben geduldig warten, nachdem sie sich auf der Insel eingerichtet hatten. Hier hofften sie, werde der Vorhang sich schon einmal heben, wenigstens waren sie jeden Augenblick auf dem Schauplatz. Eine Verzögerung konnte nur durch schlechtes Wetter bedingt sein.

Kurz vor Mittag schon wurde das Ziel der Reise erreicht. Die rasche ›Pioneer‹ dampfte die Straße von Kerrera hinab, bog um die Südspitze der Insel herum, glitt über die weite Öffnung des Firth of Lorn hinweg, ließ zur linken Colonsay mit der alten, im 14. Jahrhundert von den berühmten Lords der Inseln gestifteten Abtei, und hielt sich dann dicht an der Küste der im offenen Meer gelegenen Insel Mull, die einer ungeheuren Krabbe ähnelt, deren eine Schere sich leicht nach Südwesten hin abneigt. Einen Moment zeigte sich auch der Ben More in einer Höhe von 3.500 Fuß über den entfernten, schroffen und rauhen Hügeln, deren natürlichen Schmuck nur vereinzelte Gesträuche bilden, während der Gipfel des genannten von Rinderherden belebte Weiden beherrscht, welche die Spitze von Ardanalish mit ihrer imposanten Bergmasse steil abschließt.

Das hübsche Iona erschien nun am nordwestlichen Horizont, fast an der äußersten Schere der Insel Mull. Von dort aus erstreckte sich der ungeheure Atlantik ohne Grenzen in die Weite.

»Sie lieben wohl den Ozean, Mr. Sinclair?« fragte Miss Campbell ihren jungen Begleiter, der, noch immer auf der Kommandobrücke der ›Pioneer‹ sitzend, das schöne Bild vor sich betrachtete.

»Und ob ich ihn liebe, Miss Campbell«, antwortete er. »Oh, und ich gehöre nicht zu jenen Unwürdigen, die dessen Leben einförmig finden. Meinen Augen scheint nichts abwechslungsreicher als sein Anblick, aber man muß das Meer unter verschiedenen Verhältnissen beobachtet haben. In Wahrheit bietet es eine solche Fülle wunderbar miteinander vermischter Nuancen, daß es für einen Maler vielleicht schwerer ist, die scheinbar einförmige und doch verschiedene Gesamtwirkung wiederzugeben, als ein Gesicht getreu zu malen, wenn dessen Physiognomie auch noch so lebhaft ist.«

»Gewiß«, sagte Miss Campbell, »es verändert sich unausgesetzt, selbst ohne jeden Wind, und wechselt je nach dem Licht, daß sich darin spiegelt, jede Stunde.«

»Betrachten Sie es zum Beispiel eben jetzt, Miss Campbell«, fuhr Olivier Sinclair fort. »Es ist vollkommen ruhig. Könnte man nicht sagen, es gliche einem schönen schlummernden Gesicht, dessen wunderbare Reinheit nichts trübt? Es hat kein Fältchen, es ist jung und schön. Ja, es bildet einen ungeheuren Spiegel, aber einen Spiegel, der das Bild des Himmels wiedergibt und in dem Gott sich sehen kann.«

»Ein Spiegel, der freilich unter dem Wüten des Sturms nicht selten anläuft!« fügte Miss Campbell hinzu.

»Oh«, erwiderte Olivier Sinclair, »das bringt eben die große Verschiedenheit im Aussehen des Ozeans hervor. Sobald nur ein leichter Wind aufspringt, verändert sich das Gesicht, bekommt Furchen, seine Stirn schmückt sich mit weißen Haaren, es altert gleichsam einen Augenblick und sieht um 100 Jahre älter aus, aber es bleibt doch immer prachtvoll mit seiner wunderbaren Phosphoreszenz und den kochenden Schaumkämmen.«

»Glauben Sie, Mr. Sinclair«, fragte Miss Campbell, »daß der größte Maler je imstande wäre, alle Schönheiten des Meeres auf der Leinwand wiederzugeben?«

»Das glaub' ich nicht, Miss Campbell, und wie wäre das auch möglich? Das Meer hat keine eigentliche Farbe – es erscheint nur als ungeheure Rückstrahlung des Himmels. Ist es etwa blau? – Nein, blau kann man es nicht malen. Ist es grün? – Es läßt sich auch nicht grün darstellen. Man wird es eher treffen, wenn ich so sagen darf, während seines Wütens, wenn es düster, bleifarben und drohend aussieht, wenn es erscheint, als mischte der Himmel alle Wolken mit hinein, die er darüber schwebend hält. Oh, Miss Campbell, je mehr ich ihn sehe, desto herrlicher finde ich ihn, diesen Ozean! ›Ozean! Dieses Wort sagt alles – es bedeutet das Unermessliche! Er bedeckt mit seinen unergründlichen Tiefen grenzenlose Wiesen, denen gegenüber die unsrigen wahre Wüsteneien wären, hat Darwin behauptet. Was sind ihm gegenüber die gewaltigsten Kontinente? Einfache Inseln, umrauscht von seinen Wassern. Er bedeckt über zwei Drittel der Erdkugel. Durch eine Art unablässigen Kreislaufs – gleich einem lebenden Geschöpf, dessen Herz in der Linie des Äquators schlägt – ernährt er sich selbst mit den Dunstmassen, die er aussendet, durch die er die Quellen speist, die ihm als Flüsse wieder zuströmen, oder die er unmittelbar als aus seinem Busen hervorgegangenen Regen wieder aufnimmt. Ja, der Ozean, das ist die Unendlichkeit, wie der Weltraum, der sich in seinen Wellen widerspiegelt.«

»Ich liebe es, Sie mit solchem Enthusiasmus reden zu hören, Mr. Sinclair«, antwortete Miss Campbell, »und ich teile diesen Enthusiasmus. Ja, ich liebe das Meer ebenso, wie Sie es nur lieben können!«

»Und Sie würden auch vor den Gefahren, die es zuweilen bietet, nicht zurückschrecken?« fragte Olivier Sinclair.

»Nein, wirklich, ich hätte keine Furcht! Kann man denn fürchten, was man bewundert?«

»Sie hätten es auch unternommen, als kühne Reisende in die Welt zu ziehen?«

»Vielleicht, Mr. Sinclair«, erwiderte Miss Campbell. »Jedenfalls ziehe ich unter allen Reiseberichten, die ich gelesen habe, die vor, deren Zweck und Ziel Entdeckungen in fernen Meeren waren. Wie oft hab' ich sie mit den großen Seefahrern besucht! Wie viele Male bin ich nicht mit vorgedrungen in diese unbekanntem Welten, freilich nur in Gedanken; aber ich kenne doch nichts Beneidenswerteres, als die Aufgaben jener Helden, die so Großes geleistet haben.«

»Ja, Miss Campbell, was gibt es in der Geschichte der Menschheit Erhebenderes und Schöneres als jene Entdeckungen! Zum ersten Mal den Atlantischen Ozean zu durchfurchen mit Kolumbus, das Stille Meer mit Magellan, die Polarmeere mit Parry, Franklin, d'Urville und anderen – welche Träume! Ich kann kein Schiff auslaufen sehen, weder ein Kriegsschiff, noch ein Handelsfahrzeug, ja nicht einmal die kleinste Fischerschalupe, ohne mein ganzes Sein und Wesen darauf mit einzuschiffen. Ich glaube zum Seemann geboren zu sein, und wenn diese Laufbahn nicht von Jugend auf die meinige wurde, so bedaure ich es jeden Tag!«

»Aber Sie haben doch wenigstens Seereisen gemacht?« fragte Miss Campbell.

»So viel ich konnte, ja«, antwortete Olivier Sinclair. »Ich habe zum Beispiel das Mittelmeer besucht von Gibraltar bis zu den Grenzen des Morgenlands, ein wenig den Atlantischen Ozean bis Nordamerika, dazu die nördlichen Meere

Europas, und ich kenne all die Gewässer, mit denen die Natur England so freigebig ausgestattet hat . . . «

»Und so prächtig dazu, Mr. Sinclair.«

»Jawohl, Miss Campbell. Ich kenne nichts, was mit der Umgebung unserer Hebriden zu vergleichen wäre, zu denen dieser Dampfer uns hinführt. Das ist ein wirklicher Archipel, dessen Himmelsbläue vielleicht matter glänzt, als die des Orients, der dafür aber in seinen wilden Felsengebilden und dem sozusagen duftigen Horizont mehr Poesie besitzt als jener.

Die Inselwelt Griechenlands hat eine große Gesellschaft Götter und Göttinnen geboren, zugegeben! Sie werden dagegen leicht bemerken, daß das sehr bürgerliche Gottheiten waren, so greifbare Gestalten mit sehr materiellem Leben, die ihre kleinen Geschäfte haben und über ihre Ausgaben Buch führen. Meiner Empfindung nach gleicht der Olymp einem mehr oder weniger gut ausgestatteten Salon, in dem sich die Götter versammelten, die etwas gar zu sehr jenen Menschen ähnelten, deren Schwachheiten sie teilten. Nicht so ist es mit unseren Hebriden! Sie sind die Wohnung übernatürlicher Wesen. Die immateriellen, ätherischen skandinavischen Gottheiten haben keine greifbare Form, keine Körper. Odin, ebenso wie Ossian und Fingal und die ganze Schar jener poetischen Phantome – alle sind sie aus Überlieferungen der Sagas hervorgegangen. Wie schön sie sind, diese Gestalten, deren Erscheinung unsere Phantasie inmitten der Nebel des Nordmeers hervorzurufen, die sie im Schnee der hyperboreischen Regionen zu gewahren vermag! Das ist ein weit göttlicherer Olymp als der des alten Griechenlands. Diesen entstellt nichts Irdisches, und wenn man solchen Wesen würdige Wohnstätten suchen wollte, könnte es nur das

Meer der Hebriden sein. Ja, Miss Campbell, hierher trieb es mich selbst, unsere Gottheiten zu verehren, und als echtes Kind des alten Kaledonien würde ich unseren Archipel mit seinen 200 Inseln, seinem bedeckten Himmel, seinen auf- und abwallenden, vom Golfstrom freundlich erwärmten Fluten, niemals gegen alle Archipele des Morgenlands vertauschen!«

»Und der gehört uns, den Schotten der Hochlande!« antwortete Miss Campbell, ganz entflammt von den Worten des jungen Mannes. »Uns, den Schotten aus der Grafschaft Argyll! Oh, Mr. Sinclair, ich bin wie Sie leidenschaftlich eingenommen für unsere kaledonische Inselwelt. Sie ist so schön und ich liebe sie, wenn auch der Sturm sie durchtobt.«

»Ja, sie sind göttlich, jene Inselmauern«, erklärte Olivier Sinclair. »Nichts bricht die Wut der Windstöße, die sich nach 3.000 Meilen langem Lauf auf sie stürzen. Nur die amerikanische Küste dehnt sich gegenüber der Küste Schottlands aus. Wenn dort auf der anderen Seite des Atlantiks die furchtbaren Stürme des Ozeans aufbrausen, – hier donnern die Wogen und der Wind zuerst an das westliche Europa! – Doch was vermögen sie gegen unsere Hebriden, die mutiger sind, als der Mann, von dem Livingstone spricht, der die Löwen nicht fürchtete, vor dem Ozean sich jedoch ängstigte, diese fest auf ihrem granitnen Fundament aufgetürmten Inseln, die der Wut des Orkans und des Meeres spotten . . . «

»Das Meer! . . . Eine chemische Verbindung aus Wasserstoff und Sauerstoff sowie  $2\frac{1}{2}$  Prozent Kochsalz! Ja, es gibt nichts Schöneres als das Wüten von Kochsalz!«

Miss Campbell und Olivier Sinclair hatten sich umgedreht, als sie diese, offenbar für sie gemeinten Worte vernahmen, die gewissermaßen als Antwort auf ihren Enthusiasmus gelten konnten. Aristobulos Ursiclos befand sich auch auf der Kommandobrücke.

Der Unglückselige hatte dem Wunsch, Oban zu gleicher Zeit mit Miss Campbell zu verlassen, nicht widerstehen können, da er ja wußte, daß Olivier Sinclair sie nach Iona begleitete. Schon vor ihnen auf dem Schiff, hatte er sich während der ganzen Überfahrt im Salon der ›Pioneer‹ aufgehalten und kam erst jetzt, in Sicht der Insel, von dort hervor.

Das Wüten von Kochsalz! Welcher Dolchstoß in den schönen Traum von Olivier Sinclair und Miss Campbell!

#### 14. DAS LEBEN AUF IONA

Inzwischen tauchte Iona – mit seinem alten Namen ›die Insel der Wogen‹ – der Abbey Hill in der Mitte etwa 400 Fuß über die Meeresoberfläche emporragend, mehr und mehr auf, und der Dampfer näherte sich ihr in raschem Flug.

Gegen Mittag legte die ›Pioneer‹ dort an, an einem aus kaum behauenen Steinen errichteten Hafendamm, den das oftmals darüber spülende Wasser im Lauf der Zeit ganz grün gefärbt hatte. Die Passagiere gingen an Land, die einen, und zwar die Mehrzahl, um sich schon nach 2 Stunden wieder einzuschiffen und durch die Meerenge von Mull nach Oban zurückzukehren, die anderen in kleinerer Zahl, wir wissen ja welche, mit der Absicht, auf Iona zu bleiben.

Die Insel besitzt keinen eigentlichen Hafen. Ein Steinwall schützt eine der kleinen Einbuchtungen gegen die heranrollenden Wellen – nichts weiter. Hierher flüchten sich

während der schönen Jahreszeit einige Vergnügungsyachten und Fischerboote, die das benachbarte Meer ausbeuten.

Miss Campbell und ihre Begleiter, welche die übrigen Touristen ihrem Programm, die Insel binnen 2 Stunden zu sehen, ruhig überließen, beschäftigten sich damit, zunächst ein geeignetes Unterkommen zu finden.

Die Bequemlichkeit und Pracht der vornehmen Kurorte des Vereinigten Königreichs durfte man hier freilich nicht erwarten.

Iona mißt nämlich nur 3 Meilen in der Länge, bei 1 Meile Breite und zählt kaum 500 Einwohner. Der Herzog von Argyll, dem es gehört, bezieht davon eine Rente von nur wenigen hundert Pfund Sterling. Hier gibt es weder eine eigentliche Stadt, noch einen Flecken, ja nicht einmal ein wirkliches Dorf; man trifft nur wenige verstreut liegende Häuser, die meisten einfache Hütten, die wohl malerisch zu nennen sind, aber sich oft in sehr baufälligem Zustand befinden, meist keine Fenster haben, sondern einzig und allein durch die Tür Licht empfangen, verfallene Nester ohne Rauchfang, dafür mit einer Öffnung im Dach, mit Mauern von Lehm und Stroh, umgeben von Hecken aus Rosen und Heidekraut, die mit langen Seetangstengeln verbunden sind.

Wer würde glauben, daß Iona zu Anfang der skandinavischen Geschichte die Wiege der Religion der Druiden gewesen ist? Wer könnte ahnen, daß später, im 6. Jahrhundert, der heilige Kolumban – ein Ire, dessen Namen jenes auch trägt – dort zum Unterricht in der neuen Religion Christi das erste Kloster Schottlands gründete, das Mönche aus Cluny bis zur Zeit der Reformation bewohnten? Wo hatte man jetzt die ausgedehnten Baulichkeiten zu suchen, die

gleichsam das Seminar der Bischöfe und Äbte des Vereinigten Königreichs darstellten? Wo könnte man inmitten dieser Trümmer, die an Überlieferungen aus der Vergangenheit, an Manuskripten, betreffend die romanische Geschichte, so reiche Bibliothek wiederfinden, aus deren Quellen die Gelehrten jener Zeit mit so großem Gewinn schöpften? – Gegenwärtig ist von allem nichts übrig als Ruinen, hier, von wo die Zivilisation, die den Norden Europas so tiefgreifend umgestalten sollte, ihren Ausgang nahm. Aus dem ehemaligen Sainte Columba ist das heutige Iona geworden, mit wenigen Hunderten ungebildeter Bauern, die dem sandigen Boden der Insel nur mühsam ihre armselige Gerstenernte abtrotzen und etwas an Kartoffeln und Korn gewinnen, nebst noch weniger Fischern, die ihr Leben durch den Fischfang im reichen Gewässer der Hebriden fristen.

»Miss Campbell«, sagte Aristobulos Ursiclos wegwerfend beim ersten Rundblick, »glauben Sie, daß sich das mit Oban messen kann?«

»Oh, es übertrifft es!« antwortete Miss Campbell, obgleich sie ohne Zweifel dabei dachte, daß die Insel jetzt wenigstens einen Bewohner zuviel beherberge.

In Ermanglung eines Casinos oder Hotels entdeckten die Brüder Melvill wenigstens eine halbwegs annehmbare Schänke, in der die Touristen absteigen, die sich nicht mit der beschränkten Zeit begnügen, die der Dampfer ihnen zum Besuch der druidischen und christlichen Ruinen Ionas gönnt. Sie konnten sich also noch am gleichen Tag im ›Duncans Harnisch‹ einquartieren, während Olivier Sinclair und Aristobulos Ursiclos jeder wohl oder übel in einer benachbarten Fischerhütte Unterkommen fanden.

Die Gemütsstimmung von Miss Campbell war jedoch so, daß es ihr in ihrem kleinen Zimmerchen vor dem nach Westen hinausschauenden Fenster ebenso gut ging, wie auf der Terrasse des Hauptturms der Villa Helensburgh, und jedenfalls besser als im Salon des Caledonian-Hotels. Hier bot sich ihrem Blick eine unbegrenzte Fernsicht, hier unterbrach kein Eiland die Kreislinie des Horizonts, und mit Aufgebot einiger Phantasie hätte sie hier, in 3.000 Meilen Entfernung, an der entgegengesetzten Seite des Atlantiks die amerikanische Küste sehen können. In der Tat, hier hatte die Sonne eine prächtige Bühne, um die Vorstellung eines glänzenden Untergangs zu geben.

Das gemeinsame Leben ordnete sich also leicht und einfach. Die Mahlzeiten wurden im unteren Saal der Schänke in Gesellschaft eingenommen. Nach alter Gewohnheit setzten sich hier Bess und Patridge mit an den Tisch ihrer Herrschaft. Aristobulos Ursiclos zeigte sich darüber vielleicht ein wenig überrascht, Olivier Sinclair dagegen fand nichts weiter dabei. Er empfand schon eine gewisse Zuneigung zu diesen beiden Dienern, die sie ihm reichlich vergalteten.

Nun führte also die Familie das alte schottische Leben in all seiner Einfachheit. Nach den Spaziergängen auf der Insel und den sie belehrenden Unterhaltungen über alte Zeiten, in die Aristobulos Ursiclos immer zur Unzeit seine modernen Bemerkungen einflechten mußte, kam man zum Mittagessen, und abends 8 Uhr zum Abendbrot zusammen. Den Sonnenuntergang beobachtete Miss Campbell aber bei jedem Wetter, selbst bei ganz bedecktem Himmel. Wer weiß, in der untersten Wolkenzone konnte ja doch eine Lichtung, ein Spalt, eine Öffnung entstehen, um den letzten Sonnenstrahl hindurchblitzen zu lassen.

Und welche Mahlzeiten gab es da! Die echten Vollblut-Kaledonier Walter Scotts, die Gäste bei einem Mittagmahl Fergus MacGregors, bei einem Abendessen Oldbucks, des ›Altertümlers‹, hätten an den nach altschottischer Weise zubereiteten Gerichten gewiß nichts auszusetzen gehabt. Mrs. Bess und Patridge fühlten sich, um ein Jahrhundert zurückversetzt, ganz überglücklich, als hätten sie zur Zeit ihrer Voreltern gelebt. Die Brüder Sam und Sib ließen sich mit offenbarem Vergnügen die kulinarischen Leistungen gefallen, die sie an die früher in der Familie Melvill üblichen erinnerten.

Hier die Ausrufe, die man in dem unteren, zum Speisesaal umgewandelten Raum hörte:

»Ein wenig von den Hafermehl-Cakes, die weit schmackhafter sind, als die weichlichen Kuchen von Glasgow.«

»Und etwas von jenem ›Sowens‹ (Hafermus), das die Bewohner der Hochlande noch immer so sehr lieben.«

»Mehr vom ›Haggis‹, den unser großer Dichter Burns für wert gehalten hat, als das erste, das beste, das nationalste aller schottischen Gerichte zu befinden.«

»Noch etwas ›Cockylecky‹! Wenn der Hahn auch etwas hart ist, so ist der Lauch, der dazu serviert wird, desto vorzüglicher!«

»Und zum dritten Mal einen Teller ›Hotchpotch‹, eine vollendetere Suppe, als je eine in der Küche der Villa Hellenburgh zubereitet wurde!«

Oh, man speiste vortrefflich in ›Duncans Harnisch‹, wenigstens solange alle 2 Tage frischer Proviant zu haben war durch Vermittlung der Dampfer, die den Dienst zwischen den kleinen Hebriden versahen. Und man trank dort auch gut.

Es hätte sie nur einer sehen sollen, die Brüder Melvill, wenn sie sich, das Glas in der Hand, ein Gütchen taten, oder sich aus Humpen gegenseitige Gesundheit zutranken, aus großen Gefäßen, die nicht weniger als 4 englische Pints faßten, und in denen der ›Usquebaugh‹, das nationale Bier par excellence, schäumte, oder der bessere, speziell für Gäste eingebraute ›Hummok!‹ Und dann der aus Gerste gewonnene Whisky, dessen Gährung sich noch im Magen des Trinkenden fortzusetzen scheint. Hätte es aber an starkem Bier gemangelt, hätte ihnen auch der aus Weizen destillierte ›Mum‹ genügt, selbst mit dem sogenannten ›Zweipencer‹, dem ja immer noch durch ein kleines Gläschen ›Gin‹ nachzuhelfen war. In der Tat, es kam ihnen gar nicht in den Sinn, den Sherry und Portwein aus den Kellern von Helensburgh oder Glasgow haben zu wollen.

Wenn der an allen Komfort der Neuzeit gewöhnte Aristobulos Ursiclos nicht unterlassen konnte, sich zuweilen über Gebühr zu beklagen, dann schenkte dem niemand besondere Beachtung.

Wenn ihm die Zeit auf diesem kleinen Fleckchen Erde lang wurde, so enteilte sie den anderen desto schneller, und Miss Campbell zürnte gar nicht mehr über die Nebel, die allabendlich den Horizont verschleierten.

Gewiß ist Iona nicht groß; braucht denn aber jemand, der an der frischen Luft spazierenzugehen liebt, dazu so ausgedehnten Raum? Kann nicht ein kleines Garteneckchen denselben Reiz ausüben wie der größte königliche Park? – Es wurden also viele Spaziergänge unternommen. Olivier Sinclair bereicherte sein Skizzenbuch mit der und jener hübschen Ansicht. Miss Campbell sah ihm zu, wenn er zeichnete, und dabei verstrich ganz unbemerkt die Zeit.

Der 26., 27., 28., und 29. August vergingen ohne eine Minute Langeweile. Dieses Wildlingsleben paßte vollständig zu der wilden Insel, an deren kahlen Felsen das Meer ohne Unterlaß brandete.

Ganz glücklich, jener neugierigen, plauderhaften, alles ausspürenden Menge der Kurorte entflohen zu sein, ging Miss Campbell hier genauso aus, wie sie es im Park der Villa Helensburgh getan hätte, mit dem ›Roquelay‹, der sie gleich einer Mantille umhüllte, als Kopfschmuck nur einen einzigen ›Snod‹, jenes durch das Haar geflochtene Band, das den jungen Schottinnen so vorzüglich steht. Olivier Sinclair konnte sich nicht enthalten, den Liebreiz ihrer Persönlichkeit, die Anmut, die auf ihn – und er war sich darüber übrigens gar nicht im unklaren – so anziehend wirkte, rückhaltlos zu bewundern. Öfters spazierten beide plaudernd, ausschauend und träumend bis zur äußersten Strandlinie der Insel und durchsuchten nach Muscheln den Tang, der von der letzten Flut an Land gespült worden war. Vor ihnen flatterten in zahlreichen Völkern schottische Tauchergänse auf, jene ›Tamnienories‹, deren Einsamkeit sie gestört hatten, oder ›Pictarnies‹, die sich auf der Jagd nach kleinen, von den Brandungswellen ans Ufer geworfene Fischchen befanden, oder endlich sogenannte ›Tölpel von Bassan‹ mit tiefschwarzem Gefieder, nur weiß an den Flügelspitzen und gelblich am Kopf und Hals, die speziell die Familie der Palmipeden in der Ornithologie der Hebriden repräsentieren.

Wie gern verbrachte dann, wenn der Abend gekommen und die Sonne wie gewöhnlich in ihr Nebelbett zur Ruhe gegangen war, Miss Campbell und die übrige Gesellschaft noch vereint die ersten Stunden der Nacht auf einsamem

stillen Strand. Am Himmel stiegen die flimmernden Sterne empor, und mit ihnen erwachten alle Erinnerungen an die Gesänge Ossians. Inmitten tiefen Schweigens lauschten Olivier Sinclair und Miss Campbell, wie die beiden Brüder abwechselnd Verse des alten Barden, des unglücklichen Sohnes Fingals, rezitierten:

*Vertobt ist der Stürme Stern der sinkenden Nacht, schön funkelt im Westen dein Licht. Du hebst dein Strahlenhaupt aus Wolken, wallst stattlich hin in deinen Höh'n. Warum blickst auf die Ebene du?*

*Vertobt ist der Stürme Gebraus, fernher kommt das Murmeln des Bergstroms; den fernen Fels umspielt die Brandung. Die Abendfliege schweift umher, es summt ihr Flug durchs Gefild.*

*Wonach blickst du, schönes Licht? Doch du lächelst und schwindest hinweg. Voll Freud' umkreisen dich die Wellen, sie baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, du schweigender Strahl.*

Dann schwiegen auch die Brüder Sam und Sib, und alle kehrten auf ihre kleinen Stübchen in der Schänke und den Fischerhütten zurück.

So wenig die Brüder Melvill indes Hellseher waren, mußten sie doch auf jeden Fall bemerken, daß Aristobulos Ursiclos in den Augen von Miss Campbell gerade so viel verlor, wie Olivier Sinclair gewann. Die beiden jungen Männer

mieden sich so viel wie möglich. Die beiden Onkel versuchten deshalb, selbst mit einiger Mühe, diese kleine Welt unter einen Hut zu bringen und gelegentliche Annäherungen herbeizuführen, sogar auf die Gefahr hin, ihre Nichte darüber schmolten zu sehen. Sie wären ja so glücklich gewesen, wenn Ursiclos und Sinclair einander nähergetreten wären, statt sich zu fliehen, statt gegenseitig eine etwas verächtliche Zurückhaltung zu beobachten. Bildeten sie sich etwa ein, daß alle Menschen Brüder sein könnten, und gar Brüder so wie sie selbst?

Endlich manövrierten sie so geschickt, daß man am 30. August übereinkam, in Gesellschaft die im Nordosten wie im Süden des Abbey Hills gelegenen Ruinen der früheren Kirche, des Klosters und des zugehörigen Friedhofs zu besuchen. Diese Promenade, die den Touristen gewöhnlich nur 2 Stunden raubt, war von den neuen Bewohnern Ionas noch versäumt worden. Das fühlten sie jetzt als einen Mangel an Höflichkeit gegen die legendenhaften Schatten der Einsiedlermönche, die früher ihre Hütten an der Küste hatten, als einen Mangel an Rücksicht gegen die großen Toten aus königlichem Stamm, die aus der Zeit zwischen Fergus II. und Macbeth hier der Auferstehung entgegenschlummerten.

#### 15. DIE RUINEN VON IONA

An dem genannten Tag brachen also Miss Campbell, die Brüder Melvill und die beiden jungen Männer gleich nach dem Frühstück auf. Es war schönes Herbstwetter, der Himmel zwar halbbedeckt, aber häufig brach ein glänzender Lichtschein durch einen Riß der nur wenig dichten Wolken, wobei die Ruinen, die diesen Teil der Insel krönen, die am Ufer malerisch zerstreuten Felsen, ebenso wie die einzeln

über das wellige Terrain Ionas hervorragenden Häuschen und das von den Liebkosungen einer leichten Brise gestreifte Meer ihr etwas trübseliges Aussehen verjüngten und unter dem Glanz der Sonnenstrahlen aufheiterten.

Heute war kein eigentlicher Besuchstag. Am Vortag hatte der fällige Dampfer wohl 50 Gäste an der Insel gelandet, und ebensoviele brachte er wahrscheinlich morgen; heute aber gehörte die Insel Iona sozusagen ihren neuen Bewohnern. Die Ruinen mußten also ganz verlassen sein, wenn die kleine Gesellschaft dahin gelangte.

Auf dem Weg ging es recht heiter zu. Die gute Laune der Brüder Sam und Sib steckte die andern an. Sie plauderten, gingen da- und dorthin und streiften zwischen niedrigen Mauern aus verwittertem Gestein über die schmalen, kieselbedeckten Fußpfade.

Alles gestaltete sich also ganz nach Wunsch, bis man zuerst vor dem kleinen Kreuzhügel MacLeans halt machte. Dieser schöne, 14 Fuß hohe Monolith aus rotem Granit, der die sogenannte Main Street beherrscht, ist der einzige Überrest von 360 Kreuzmonumenten, die bis zur Zeit der Reformation, gegen Mitte des 16. Jahrhunderts, die Insel bedeckten.

Olivier Sinclair wollte erklärlicherweise eine Skizze dieses Monuments zeichnen, das, an sich eine schöne Arbeit, gerade inmitten dieser kahlen, nur mit saftgrünem Gras tapezieren Ebene eine besonders schöne Wirkung hervorbrachte.

Miss Campell, die Brüder Melvill und der junge Maler gruppierten sich also etwa 50 Schritte von dem Kreuzhügel entfernt, um einen bequemen Überblick darüber zu haben. Olivier Sinclair saß auf einem kleinen Mauervorsprung und begann mit flüchtigen Linien den Vordergrund des Terrains zu zeichnen, auf dem sich das Kreuz MacLeans erhob.

Nach wenigen Augenblicken glaubten alle eine menschliche Gestalt die ersten Stufen des Kreuzhügels erklettern zu sehen.

»Sieh da«, rief Olivier Sinclair, »was hat denn jener Eindringling dort vor? Wäre er wenigstens in Mönchskutte aufgetaucht, dann würde er nicht störend erscheinen, und ich hätte ihn am Fuß des alten Kreuzes als passende Staffage angebracht.«

»Es ist gewiß nur ein Neugieriger, der Ihnen die Arbeit immerhin erschweren wird«, meinte Miss Campbell.

»'s wird doch nicht Aristobulos Ursiclos sein, der uns überholt hat?« sagte Bruder Sam.

»Ja wirklich, der ist es!« erklärte Bruder Sib.

In der Tat saß dort Aristobulos Ursiclos auf einem schmälern Absatz des Kreuzhügels, auf den er mit einem Hammer losschlug.

Ärgerlich über diese Pietätlosigkeit des Mineralogen eilte Miss Campbell auf ihn zu.

»Was machen Sie denn da, Sir?« fragte sie.

»Wie Sie sehen, Miss Campbell«, antwortete Aristobulos Ursiclos, »bemühe ich mich, ein Stück dieses Granits abzusprengen.«

»Wozu aber diese Manie? Ich glaubte, die Zeit der Bilderstürmer sei vorüber.«

»Ich bin kein Bilderstürmer«, verwahrte sich Aristobulos Ursiclos, »wohl aber Geologe und als solcher begierig, die Natur dieser Gesteinsart festzustellen.«

Ein heftiger Hammerschlag vollendete die Denkmalschändung – ein Stein des Fundaments kollerte polternd zur Erde.

Aristobulos Ursiclos hob ihn auf und näherte ihn, die optische Leistungsfähigkeit seiner Brille durch eine dicke Naturforscherlupe verdoppelnd, seinen stechenden Augen.

»Ja, ja, genau wie ich dachte«, sagte er befriedigt. »Sie sehen hier roten Granit von sehr dichtem, widerstandsfähigem Korn, der auf der Nonneninsel gebrochen sein muß, ganz ähnlich der Art, wie sie die Baumeister des 12. Jahrhunderts bei der Errichtung der Kathedrale von Iona verwendet haben.«

Aristobulos Ursiclos ließ sich natürlich eine so herrliche Gelegenheit nicht entgehen, einen archäologischen Vortrag vom Stapel zu lassen, den die inzwischen hinzugekommenen Brüder Melvill anhören zu müssen glaubten.

Miss Campbell war, ohne viele Umstände zu machen, zu Olivier Sinclair zurückgekehrt, und nach Vollendung der Skizze trafen sich alle im Vorhof der Kathedrale wieder.

Dieses Denkmal der Vorzeit stellt ein ziemlich verwinkeltes, eigentlich aus zwei Kirchen bestehendes Bauwerk dar, dessen festungsartig dicke Mauern und massive felsenfeste Pfeiler seit 13 Jahrhunderten den Angriffen der Witterung getrotzt haben.

Kurze Zeit durchwanderten die Besucher die erste Kirche, die sich durch die Gestalt ihrer Wölbungen und die Bogenform ihrer Arkaden als romanische kennzeichnet; darauf die zweite, ein gotisches Bauwerk aus dem 12. Jahrhundert, welches das Schiff und das Querschiff der ersteren bildet. So schritten sie durch diese Ruinen hin, gleichsam aus einer Epoche in die andere, über die großen Steinplatten weg, durch deren Fugen da und dort der Erdboden sichtbar war. Hier waren es gewaltige Deckelplatten über Grabhöhlen, dort in den Winkeln noch aufrechtstehende Grabsteine mit

erhaben ausgearbeiteten Figuren, die den Vorübergehenden um ein Almosen anzusprechen schienen.

Alles zusammen atmete in seiner Massigkeit, seinem Ernst und Schweigen den Hauch der Poesie vergangener Zeiten.

Miss Campbell, Olivier Sinclair und die Brüder Melvill gelangten, ohne darauf zu achten, daß ihr gelehrter Begleiter zurückgeblieben war, unter die hochragende Wölbung des viereckigen Turms – eine Wölbung, die einst zum Hauptportal der ersten Kirche gehört und sich später am Durchschnittspunkt beider Bauwerke erhoben hatte.

Einige Augenblicke später ließen sich gleichmäßige Tritte auf dem hohl widerhallenden Fußboden vernehmen. Man hätte glauben können, daß eine von Geisterhauch belebte Steinfigur, gleich dem Kommandanten im Salon Don Juans, schwerfällig dahinschritte.

Es war Aristobulos Ursiclos, der mit abgemessener Bewegung der Beine die Dimensionen der Kathedrale ausmaß.

»160 Fuß von Osten nach Westen«, verkündete er, diese Zahl in sein Notizbuch eintragend, als er zu der zweiten Kirche hinübertrat.

»Ah, Sie sind es, Mr. Ursiclos!« sagte ironisch Miss Campbell. »Der Mineraloge hat sich in einen Geometer verwandelt?«

»Und 70 Fuß allein an der Kreuzung des Querschiffs«, fuhr Aristobulos Ursiclos unbeirrt fort.

»Und wie viel Zoll?« fragte Olivier Sinclair.

Aristobulos Ursiclos sah Olivier Sinclair an wie einer, der nicht weiß, ob er böse sein soll oder nicht. Zur rechten Zeit traten jedoch die Brüder Melvill dazwischen und führten Miss Campbell und die beiden jungen Männer zum Kloster.

Dieses Gebäude bietet freilich nur noch schwer erkennbare Überreste, obgleich es die Zerstörungen des Reformationszeitalters überlebte. Nach dieser Zeit diente es als Wohnung für einige fromme Kanonissinnen vom heiligen Augustin, denen der Staat hier Asyl gewährte. Jetzt findet sich hier nichts als traurige Ruinen alter, von Stürmen und dem Zahn der Zeit zerstörter Klosterherrlichkeit, eines Bauwerks, das weder wetterfeste Gewölbe, noch romanische Pfeiler hatte, um straflos den Unbilden eines nördlichen Klimas trotzen zu können.

Nachdem die Besucher in Augenschein genommen hatten, was von dem einst so blühenden Kloster übriggeblieben war, konnten sie noch die besser erhaltene Kapelle bewundern, deren innere Größenverhältnisse Aristobulos Ursiclos nicht feststellen zu müssen glaubte. Dieser entweder nicht so alten oder solider als die Refektorien und Zellen des Klosters erbauten Kapelle fehlte nichts als das Dach; der hohe Chor dagegen, der noch unversehrt vorhanden ist, bildet ein von Altertumskennern sehr geschätztes Meisterwerk der Architektur.

Im westlichen Teil der Kapelle erhebt sich das Grab derjenigen, die als letzte Äbtissin der Schwesterngemeinschaft vorstand. Auf dessen Marmorplatte erkennt man eine Gestalt der heiligen Jungfrau zwischen zwei Engeln, und darüber eine Madonna mit dem Christuskind in den Armen.

»So wie die heilige Jungfrau mit dem Stuhl und die Sixtinische Madonna, die einzigen Muttergottesbilder Raffaels, welche die Augenlider nicht gesenkt haben, so blickt auch diese offen hinaus, und es sieht aus, als ob ihre Augen lächelten!«

Diese Bemerkung von Miss Campbell traf sozusagen den Nagel auf den Kopf, hatte aber doch kein anderes Resultat, als auf den Lippen Aristobulos Ursiclos' ein ziemlich spöttisches Zucken hervorzurufen.

»Wo haben Sie gelernt, Miss Campbell«, sagte er, »daß Augen jemals lächeln könnten?«

Vielleicht hatte Miss Campbell nicht übel Lust, zu antworten, daß man bei Betrachtung der seinigen diese Beobachtung wohl niemals werde machen können, sie schwieg jedoch.

»Es ist ein allgemein verbreiteter Fehler«, fuhr Aristobulos Ursiclos fort, als dozierte er hier ex cathedra, »vom Lächeln der Augen zu sprechen. Die Organe des Gesichtssinns entbehren vollständig der Ausdrucksfähigkeit, wie die Okulistik lehrt. Beweis: Bedecken Sie ein Gesicht mit einer Maske, betrachten Sie durch sie die Augen, und ich gehe jede Wette ein, Sie werden unmöglich unterscheiden können, ob es heiter, traurig oder wütend aussieht.«

»Ach, wirklich?« antwortete Bruder Sam, der sich für diese beiläufige Aufklärung zu interessieren schien.

»Ich wußte das auch nicht«, fügte Bruder Sib hinzu.

»Es ist jedoch so«, versicherte Aristobulos Ursiclos, »und wenn ich eine Maske zur Hand hätte . . . «

Der bewundernswerte junge Mann hatte indes keine Larve, und das Experiment zur Beseitigung jedes etwaigen Zweifels mußte leider unterbleiben.

Überdies hatten Miss Campbell und Olivier Sinclair das Kloster schon verlassen und sich zu der Gräberstätte Ionas begeben.

Diese Örtlichkeit trägt den Namen ›Reliquarium von Oban‹, zur Erinnerung an jenen Gefährten des heiligen Kolumban, dem man die Errichtung der Kapelle verdankt, deren Ruinen sich mitten in diesem Totenfeld erheben.

Es ist eine merkwürdige Stelle, dieses von Grabsteinen bedeckte Terrain, auf, oder vielmehr in dem 48 schottische Könige, 8 Vizekönige der Hebriden, 4 Vizekönige von Irland und 1 französischer König ruhen, dessen Name ebenso in Vergessenheit geraten ist, wie der eines vorhistorischen Herrschers. Umrahmt von langem Eisengeländer, bedeckt mit dicht nebeneinander liegenden Steinplatten, könnte man hier leicht glauben, eine Art Feld von Carnac vor sich zu haben, dessen Steine Gräber und nicht Druidenfelsen wären.

Unter ihnen, mitten in magerem Grün, zeichnet sich der Granitblock eines Königs von Schottland aus, jenes Duncan, der durch die düstere Tragödie Macbeth so weit bekannt werden sollte. Von diesen Steinen zeigen einige nur Ornamente in geometrischen Linien, andere roh bearbeitete verschiedene wilde Keltenkönige, die mit aller Steifheit eines Kadavers vor dem Beschauer liegen.

Wie viele Erinnerungen schweben über dieser Totenstadt Ionas! Wie lebhaft wird die Phantasie erregt, wenn man dieses Saint Denis der Hebriden durchstreift!

Wie könnte jemand dabei die Strophe Ossians vergessen, zu der er sich offenbar an Ort und Stelle selbst begeistern ließ?

›Du Sohn des entfernten Lands, du wohnst im Gefilde des Ruhms. Laß zu Zeiten sich heben ein Lied zum Preise derer die fielen, laß ihre luftigen Schemen frohlocken rings um dich her.‹

Miss Campbell und ihre Gefährten waren in schweigende Betrachtung versunken. Sie brauchten sich nicht über einen beeidigten Führer zu ärgern, der, wenn er Touristen begleitet, den Schleier so fern zurückliegender Geschichte mit plumpen Händen zerreißt. Ihrem geistigen Auge erschienen sie alle wieder, die Nachkommen des Lords der Insel, Angus Oy, des Gefährten Robert Bruce, des Waffenbruders dieses Helden, der so mannhaft für die Unabhängigkeit seines Landes kämpfte.

»Ich würde hierher lieber bei einbrechender Dunkelheit zurückkehren«, sagte Miss Campbell. »Diese Stunde scheint mir geeigneter, alte Erinnerungen zu wecken. Ich sähe da den Leichnam des unglücklichen Duncan bringen und hörte die Bemerkungen der Totengräber, wenn sie ihn zu seinen Ahnen in die geweihte Erde betten. Nicht wahr, Mr. Sinclair, das wäre doch die günstigste Zeit, die Geister zu rufen, die den Friedhof der Könige bewachen?«

»Gewiß, Miss Campbell, und ich denke, sie würden nicht verweigern, auf den Ruf Ihrer Stimme zu erscheinen.«

»Wie, Miss Campbell, Sie glauben an Gespenster?« rief Aristobulos Ursiclos.

»Ich glaube daran, Sir, glaube als echte Schottin daran«, erwiderte Miss Campbell.

»Sie wissen aber sicherlich, daß das alles nur eine Sache der Einbildung ist, daß nichts Unwesenhaftes existiert!«

»Wenn es mir dennoch gefällt, daran zu glauben!« antwortete Miss Campbell, etwas gereizt durch diesen unzeitgemäßen Widerspruch. »Wenn es mir Vergnügen macht, an die häuslichen Brownies zu glauben, die das Mobiliar

des Hauses behüten, an Hexen, die man erscheinen lassen kann, wenn man Runenverse deklamiert; an Walküren, diese Schicksalsjungfrauen der skandinavischen Mythologie, die mit den in der Schlacht gefallenen Kriegern durch die Lüfte davonschweben; an all die gütigen Feen, die unser Dichter Burns in Liedern besang, die kein echter Sohn der Hochlande je vergessen kann:

*In jener Nacht, wenn Elfen leichtfüßig auf  
Cassilis Downans tanzen,  
oder über die Wiesen in prächtigem Glanz auf  
munteren Rennern dahinjagen,  
oder der Weg nach Colean genommen wird im  
fahlen Schein des Mondes,  
um zur Höhle zu ziehen oder umherzuschweifen  
zwischen Felsen und Bächen, und sich  
zu vergnügen, in jener Nacht.*

»Oh, Miss Campbell«, ergriff der halsstarrige Querkopf wieder das Wort, »meinen Sie denn, daß die Dichter solcher Schöpfungen ihrer Phantasie selbst Glauben beimessen?«

»Ganz gewiß, Mr. Aristobulos Ursiclos«, antwortete Olivier Sinclair, »sonst würde ihre Poesie den falschen Klang haben, wie jedes Werk, das nicht aus tiefer Überzeugung entsteht.«

»Sie auch, Sir?« versetzte Aristobulos Ursiclos. »Ich hielt Sie für einen Maler, nicht für einen Dichter.«

»Das ist genau dasselbe«, erklärte Miss Campbell, »die Kunst ist immer ein und dieselbe, nur unter verschiedenen Formen.«

»Nein, nein, das kann ich nicht zugeben! . . . Sie glauben nicht an die Götterlehre der alten Barden, deren gereiztes Gehirn eingebildete Gottheiten erschuf!«

»Ah, Mr. Ursiclos«, mischte sich da Miss Campbell fast verletzt ein, erniedrigen Sie nicht in solcher Weise diejenigen unserer Vorfahren, die unser altes Schottland besungen haben!«

»Nein, lauschen Sie ihren Worten«, fuhr Bruder Sib fort, dem die schönen Zitate aus seinen Lieblingsdichtern wieder auf der Zunge lagen.

›Liebliche Töne des Lieds! Liebliche Kund'  
entschwundener Zeit! Mild wie stiller  
Morgentau auf Büschen und Hügeln des  
Rotwilds, . . . ‹

Und Bruder Sam fuhr fort:

›Wenn die Sonne langsam steigt über die  
Stille der grauen Gebirg', und kein Tosen  
trübt den See, der im Tal prangt sanft  
und blau.‹

Ohne Zweifel hätten die beiden Onkel fortgefahren, sich immer mehr an den Gesängen Ossians zu berauschen, wenn Aristobulos Ursiclos sie nicht rauh unterbrochen hätte, indem er sagte:

»Meine Herren, haben Sie jemals einen einzigen dieser vermuteten Genien gesehen, von denen Sie mit solchem Enthusiasmus sprechen? Nein! Und kann man sie überhaupt sehen? Auch nicht, nicht wahr?«

»Darin liegt eben Ihr Irrtum, Sir, und ich beklage Sie, sie niemals wahrgenommen zu haben«, entgegnete Miss Campbell, die ihrem Widersacher nicht um die Breite eines Geisterhaars nachgegeben hätte. »Man sieht sie überall erscheinen in den Hochlanden Schottlands, wenn sie durch die langen öden Talgründe schweben, sich aus dem Grund der Schluchten erheben, über die Oberfläche der Seen gleiten, in dem friedlichen Gewässer unserer Hebriden sich tummeln, und noch scherzen inmitten der Stürme, die der nordische Winter entfesselt. Und warum könnte beispielsweise jener Grüne Strahl, den ich mit aller Ausdauer verfolge, nicht vielleicht die Schärpe einer Walküre sein, deren flatterndes Ende sie durch das Wasser am Horizont schleift?«

»O nein«, rief Aristobulos Ursiclos, »davon kann keine Rede sein. Ich will Ihnen besser sagen, welche Bewandtnis es mit Ihrem Grünen Strahl hat.«

»Sprechen Sie es nicht aus, Sir«, bat Miss Campbell, »ich mag es nicht wissen.«

»Und doch«, widersprach ihr Aristobulos Ursiclos, den der kleine Streit in Rage gebracht hatte.

»So verbiete ich es Ihnen . . . «

»Und ich werd' es dennoch sagen, Miss Campbell. Der letzte Strahl, den die Sonne in dem Augenblick aussendet, wo der obere Rand ihrer Scheibe den Horizont gerade berührt, erscheint, wenn er überhaupt noch grün ist, wahrscheinlich nur deshalb in dieser Farbe, weil er sie erhält, wenn er die dünne Wasserschicht durchdringt . . . «

»Schweigen Sie, Mr. Ursiclos!«

»Falls dieses nicht ganz natürlicherweise dem glühenden Rot der plötzlich versunkenen Sonnenscheibe folgt, dessen

Eindruck unser Auge noch bewahrt hat, weil nach der Lehre der Optik Grün dessen Komplementärfarbe ist.«

»Ach, Sir, Ihre physikalischen Anschauungen . . . «

»Meine Anschauungen, Miss Campbell, stimmen mit den Tatsachen überein«, antwortete Aristobulos Ursiclos, »und ich behalte mir vor, über diesen Gegenstand eine Abhandlung zu veröffentlichen.«

»Wir wollen aufbrechen, liebe Onkel«, rief Miss Campbell wirklich ärgerlich, »Mr. Ursiclos würde mir mit seinen Erklärungen zuletzt meinen Grünen Strahl gründlich verderben!«

Da kam ihr Olivier Sinclair zu Hilfe.

»Sir«, sagte er, »ich glaube gern, daß Ihre Abhandlung über den Grünen Strahl ganz bemerkenswert ausfallen wird, aber gestatten Sie mir ein anderes, vielleicht noch interessanteres Thema vorzuschlagen.«

»Und welches, Sir«, fragte Aristobulos Ursiclos, sich in die Brust werfend.

»Es ist Ihnen jedenfalls nicht unbekannt, daß einige Gelehrte höchst wissenschaftlich die brennende Frage behandelt haben: ›Über den Einfluß der Schwänze der Fische auf die Wellenbildung im Weltmeer?«

»Sir . . . «

»Ich kann Ihren tief sinnigen Studien auch noch einen anderen würdigen Gegenstand bezeichnen: ›Über den Einfluß der Blasinstrumente auf das Entstehen der Stürme.«

## 16. ZWEI FLINTENSCHÜSSE

Am folgenden und während der ersten Tage des September sah man Aristobulos Ursiclos nicht wieder. Hatte er Iona

mit dem Touristendampfer verlassen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er an der Seite von Miss Campbell nur seine Zeit verschwendete?

Niemand hätte es sagen können. Jedenfalls tat er gut daran, sich nicht wieder zu zeigen. Er erweckte in dem jungen Mädchen jetzt nicht mehr das Gefühl der Gleichgültigkeit, sondern mehr das echten Abscheus. Wie konnte er auch ihren Strahl seiner poetischen Natur entkleiden, deren Träumereien zu materialisieren, die flatternde Walkürenscharpe in ein ganz gewöhnliches optisches Phänomen zu verwandeln wagen! Vielleicht hätte sie ihm alles verziehen, nur das allein gewiß nicht.

Die Brüder Melvill erhielten nicht einmal die Erlaubnis, Nachforschungen anzustellen, was aus Aristobulos Ursiclos geworden war.

Wozu auch? Was hätten sie ihm sagen können, was konnten sie noch hoffen? Vermochten sie trotz alledem noch an die geplante Verbindung zwischen zwei so antipathischen Wesen zu denken, die der Abgrund trennt, der zwischen gemeiner Prosa und hochfliegender Poesie gähnt, der eine mit seiner Manie, alles auf trockene wissenschaftliche Formeln zurückzuführen, die andere mit ihrem Ideal lebend, das die Ursache verachtet und sich mit Eindrücken begnügt?

Inzwischen hatte Patridge, den Mrs. Bess dazu drängte, in Erfahrung gebracht, daß der »junge alte Gelehrte«, wie er ihn bezeichnete, keineswegs abgereist sei, sondern noch immer die Fischerhütte bewohne, in der er auch seine Mahlzeiten einsam verzehre.

Das Wichtigste blieb es immerhin, daß man Aristobulos Ursiclos nicht mehr zu sehen bekam. In Wahrheit streifte er, wenn er sich nicht auf sein Zimmerchen beschränkte, in dem ihn gewiß ein hohes wissenschaftliches Problem beschäftigte, mit der Flinte auf dem Rücken am flachen Strand des Ufers und machte da seiner schlechten Laune durch ein wahres Massaker unter den schwarzen Tauchern und Möwen Luft, die hier ja zu nichts da wären. Bewahrte er noch einige Hoffnung? Tröstete er sich damit, daß Miss Campbell nach Befriedigung ihrer Sehnsucht nach dem Grünen Strahl wieder mildere Saiten gegen ihn aufziehen werde? Seinem ganzen Charakter nach war das wenigstens möglich.

Da erlebte er aber eines Tages ein recht unangenehmes Abenteuer, das für ihn ohne das edelmütige und unerwartete Eingreifen seines Rivalen recht schlimm hätte ausgehen können.

Es war am Nachmittag des 2. September. Aristobulos Ursiclos hatte sich aufgemacht, die Felsen zu untersuchen, welche die äußerste Südspitze von Iona bilden. Eine dieser Granitmassen, ein sogenannter ›Stack‹, erregte seine Aufmerksamkeit so sehr, daß er dessen Gipfel zu erklettern beschloß. Es war das übrigens ein ziemlich unkluges Unterfangen, denn der Felsen zeigte nur sehr abschüssige, wohl gar etwas schlüpfrige Oberflächen, auf denen der Fuß keinen festen Halt finden konnte.

Aristobulos Ursiclos ließ sich freilich von solchen Zufälligkeiten nicht abschrecken. Er begann also an den Wänden hinaufzuklimmen, indem er sich an einzelnen da und dort verstreuten Pflanzen festhielt, und erreichte auch wirklich, allerdings mit großer Mühe, den Gipfel des Stack.

Dort angelangt, überließ er sich sogleich seinen gewohnten mineralogischen Liebhabereien; aber als er wieder hinunterklettern wollte, gestaltete sich das wesentlich schwieriger. Nachdem er sorgfältig geprüft hatte, an welcher Seite der Wand er noch am besten hinabgleiten konnte, wagte er wirklich das kühne Unternehmen. Da glitt ihm auch schon der Fuß aus, er rutschte hinunter, ohne sich halten zu können, und wäre ohne Gnade in die heftige Brandung gestürzt, wenn ihn nicht mitten im Fallen ein abgebrochener Baumstamm aufgehalten hätte. Aristobulos befand sich damit in einer ebenso gefährlichen wie lächerlichen Lage. Er konnte weder aufwärts klettern, noch weiter hinunter gelangen.

So verging 1 Stunde, und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn Olivier Sinclair nicht zufällig, mit seiner Malertasche auf dem Rücken, an diese Stelle gekommen wäre.

Er hörte Hilferufe und blieb stehen. Unwillkürlich mußte er lachen, Aristobulos Ursiclos 30 Fuß hoch in der Luft schweben und hin und her schwanken zu sehen, wie die geflochtenen Puppen vor den Schänken; natürlich zögerte er aber keinen Augenblick, ihn unter eigener Gefahr aus dieser peinlichen Lage zu befreien.

Das ging freilich nicht ohne Mühe. Olivier Sinclair sah sich genötigt, selbst den Gipfel des Stack zu erklimmen, um den Gehenkten da hinaufzulotsen und ihn nachher beim Abstieg auf der anderen Seite zu unterstützen.

»Mr. Sinclair«, so lauteten die ersten Worte des gelehrten Toren, »ich habe den Neigungswinkel, den diese Wand mit der Senkrechten macht, falsch berechnet; deshalb mußte ich ausgleiten und dann hängenbleiben ... «

»Mr. Ursiclos«, sagte Olivier Sinclair, »ich schätze mich glücklich, daß der Zufall mir gestattete, Ihnen zu Hilfe zu kommen.«

»So empfangen Sie wenigstens meinen Dank . . . «

»O gar nicht nötig, Sir! Sie hätten sicherlich dasselbe für mich getan.«

»Ohne Zweifel.«

»Nun denn, auf Gegenseitigkeit!«

Damit trennten sich die beiden jungen Leute.

Olivier Sinclair glaubte nicht von diesem Vorfall sprechen zu sollen, der ihm auch von zu geringer Wichtigkeit erschien. Aristobulos Ursiclos erwähnte ihn natürlich erst recht gegenüber niemand; im Grunde aber hielt er sehr große Stücke auf seine heile Haut und wußte es seinem Rivalen Dank, ihn aus der Klemme gezogen zu haben.

Und der berühmte Strahl? Wir müssen gestehen, daß er sich gewaltig bitten ließ. Doch war nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Die Herbstzeit mußte den Himmel nun bald mit ihrem Nebelschleier bedecken; dann gab es aber jedenfalls keine klaren Abende mehr, mit denen der September in so hohen Breiten überhaupt ziemlich geizt; keinen reinen Horizont mehr, dessen Linie eher von dem Zirkel eines Geometers, als von dem Pinsel eines Malers gezogen scheint. Sollte man also zuletzt darauf verzichten müssen, die seltene Erscheinung zu sehen, welche die Gesellschaft von einem Ort zum andern getrieben hatte? Sollte man genötigt werden, die Beobachtung der Erscheinung auf das nächste Jahr zu verschieben, oder sie halsstarrig noch unter anderen Himmelsstrichen verfolgen?

In der Tat fühlten sich Miss Campbell und Olivier Sinclair recht enttäuscht, und die Brüder Melvill wurden unwillig,

den Horizont der Hebriden unausgesetzt von den Nebeln des hohen Meeres verdunkelt zu sehen.

So gestaltete es sich wenigstens die ersten Tage des oft trüben Monats September.

Jeden Abend fanden sich Miss Campbell, Olivier Sinclair, Bruder Sam, Bruder Sib, Mrs. Bess und Patridge auf irgendeinem Felsen, den die sanften Wellen der Flut bespülten, zusammen, um aufmerksam dem Untergang der Sonne zu folgen, die jetzt in weit glänzenderem Schein leuchtete, als das bei vollkommener Reinheit des Himmels hätte der Fall sein können.

Ein Künstler hätte vor Freude in die Hände geklatscht bei dieser prächtigen Verklärung des Himmelsgewölbes, wenn der Tag Abschied nahm, bei diesem entzückenden Farbenspiel, das, von Wolke zu Wolke überspringend, vom Violett des Zenits bis zum Rotgold des Horizonts wechselte; vor dieser glitzernden Kaskade der auf den Luftfelsen umherhüpfenden Feuerfunken; hier bestanden die Felsen freilich aus Wolken, und diese Wolken, welche die Sonnenscheibe überzogen, raubten mit deren letzten Strahlen auch den, den das Auge der Beobachter so beharrlich suchte.

Nach dem Verschwinden des Gestirns erhoben sich dann alle verstimmt, wie die Zuschauer eines Märchendramas, dessen Schlußeffekt durch den Fehler eines Maschinisten verunglückt ist, und kehrten meist auf langem Umweg in die Herberge ›Duncans Harnisch‹ zurück.

»Also morgen«, sagte dann Miss Campbell.

»Ja, morgen«, antworteten die beiden Onkel. »Wir haben so eine Art Vorgefühl, daß morgen . . . «

Dieses Vorgefühl empfanden die Brüder Melvill freilich alle Abende, und unabänderlich endete es mit einem Fiasko.

Der Morgen des 5. September dagegen ließ sich überraschend schön an. Die Dünste im Osten verschwanden schon unter den ersten Sonnenstrahlen.

Das Barometer, dessen Nadel sich seit einigen Tagen auf ›Schön Wetter‹ zu bewegte, stieg noch immer und blieb auf diesem Punkt stehen. Jetzt wurde es nicht mehr so warm, daß die Luft jenes Zittern von scheinbaren Stäubchen gezeigt hätte, das man an heißen Sommertagen nicht selten bemerkt. Man empfand die Trockenheit der Luft auf Meereshöhe ebenso, wie in der verdünnten Luft auf einem Berg von einigen tausend Fuß Höhe.

Es wäre unmöglich zu sagen, mit welcher ängstlicher Spannung alle den weiteren Verlauf des Tages beobachteten; ja, wir müssen darauf verzichten, zu schildern, mit welchem Herzklopfen sie danach auslugten, ob sich ein Wölkchen am Himmel bilden wolle, und es wäre maßlose Kühnheit, die Angst auszumalen, mit der sie dem bei ihrem täglichen Lauf beschriebenen Bogen der Sonne folgten.

Glücklicherweise wehte eine leichte, aber anhaltende Brise von der Landseite her. Bei ihrem Weg über die Bergländer im Osten und über die ausgedehnten Wiesenstrecken dahinter konnte sie sich nicht mit jenen feuchten Molekülen beladen, die von großen Wasserflächen aufsteigen und die der Wind von der Seeseite des Abends herantreibt.

Aber wie unendlich lang wurde dieser Tag! Miss Campbell konnte sich gar nicht mehr an einem Platz halten. Trotz der lästigen Hitze lief sie einmal da- und einmal dorthin, während Olivier Sinclair sich auf die höher gelegenen Punkten der Insel begab, um einen erweiterten Ausblick zu haben. Die beiden Onkel leerten heute jeder zur Hälfte eine ganze

Tabaksdose, und Patridge, als wenn er auch dazu gehört hätte, spielte sozusagen den Feldhüter, der zur Überwachung der Himmelsgefilde ausgestellt war.

Es war verabredet worden, an diesem Tag schon um 5 Uhr zu speisen, um zeitig auf dem Beobachtungsplatz einzutreffen. Die Sonne konnte erst um 6 Uhr 49 untergehen, und man hatte demnach Zeit, ihr ein großes Stück zu folgen.

»Ich glaube, dieses Mal haben wir ihn«, rief Bruder Sam, sich die Hände reibend.

»Ich glaub's auch!« erwiderte Bruder Sib, dieselbe Bewegung vornehmend.

Gegen 3 Uhr nachmittags gab es jedoch Alarm. Eine große Wolkenflocke, der Versuch einer Kumulusbildung, erhob sich im Osten und glitt, getrieben vom Landwind, dem Ozean zu.

Miss Campbell hatte sie zuerst bemerkt. Sie konnte einen Ausruf der Entmutigung nicht unterdrücken.

»Oh, sie ist ja allein, diese Wolke«, sagte einer der Onkel, »sie wird sich in nicht ferner Zeit auflösen . . . «

»Oder sie bewegt sich schneller als die Sonne«, meinte Olivier Sinclair, »und verschwindet vor ihr unter dem Horizont.«

»Doch ist diese Wolke nicht der Vorbote einer Nebelbank?« fragte Miss Campbell.

»Das wird sich zeigen.«

In vollem Lauf begab sich Olivier Sinclair zu den Ruinen des Klosters. Dort konnte sein Blick, über die Berge von Mull hinweg, weit nach Osten schweifen.

Jene Berge strebten in voller Klarheit empor; der Kamm glich einer mit Bleistift auf ganz weißem Grund gezogenen Wellenlinie.

Am weiten freien Himmelsraum fand sich keine andere Dunstbildung, und der deutlich sichtbare Ben More trug trotz seiner Höhe von 3.000 Fuß über dem Meer keine Nebelkappe.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte Olivier Sinclair mit den tröstlichsten Versicherungen wieder zurück. Die gesehene Wolke war nichts als ein verlassenes Kind im Raum; sie konnte in der ausgetrockneten Atmosphäre keine Nahrung finden und mußte unterwegs schon an Hunger zugrundegehen.

Inzwischen stieg die weiße Wolke weiter zum Zenit auf. Zum großen Mißvergnügen aller folgte sie dem Weg der Sonne und näherte sich ihr unter dem Druck der Brise. Im Dahingleiten änderte sie infolge der wirbelnden Bewegung der Luft ihre Form; erst dem Kopf eines Hundes ähnlich, verwandelte sie sich später mehr in einen Fischkopf, gleich dem eines riesigen Rochens; dann rollte sie sich zu einer im Mittelpunkt dunklen, an den Rändern glänzenden Kugel zusammen und berührte in diesem Augenblick die Sonnenscheibe.

Ein Schrei entfuhr Miss Campbell, deren beide Arme sich gen Himmel emporstreckten.

Das hinter diesem Nebelschirm verborgen strahlende Gestirn sandte nicht mehr einen einzigen seiner Lichtblitze zu der Insel Iona, und letztere, die jetzt außerhalb der Zone der direkten Irradiation lag, hüllte sich in düstere Schatten.

Bald aber wechselte der ungeheure Schatten seine Stelle und die Sonne erschien wieder in vollem Glanz. Die Wolke senkte sich zum Horizont herab – sie sollte ihn nicht einmal erreichen, denn eine halbe Stunde später verschwand

sie gänzlich, als wenn am Himmel eine Öffnung entstanden wäre.

»Endlich ist sie zerstreut«, rief das junge Mädchen, »nun gebe Gott, daß ihr keine andere folgt.«

»Nein, seien Sie darüber ruhig, Miss Campbell«, sagte Olivier Sinclair. »Wenn diese Wolke so schnell auf diese Weise verschwand, ist es ein Zeichen, daß sie in der Atmosphäre keine anderen Dünste antraf, weil der ganze Himmelsraum nach Westen zu von vollkommener Reinheit ist.«

Um 6 Uhr abends nahmen die Beobachter auf einem nach allen Seiten offenen Terrain ihren Posten ein.

Dieser befand sich am Nordende der Insel, auf einem den Abbey Hill überragenden Bergkamm. Von diesem Gipfel aus konnte der Blick frei ringsum schweifen, im Osten über die ganze höher liegende Landschaft der Insel Mull; im Norden erhob sich das Eiland von Staffa gleich der riesigen Schale einer Schildkröte, die in den Gewässern der Hebriden gestrandet war; darüber hinaus lösten sich Elva und Gometra von dem weit hinausschießenden Ufer der Insel ab; gegen Westen, Süd- und Nordwesten breitete sich nur das grenzenlose Meer vor ihnen aus.

Die Sonne sank in schräger Linie schnell tiefer. Der Rand des Horizonts erschien gleich einem schwarzen, mit chinesischer Tusche gezogenen Strich. Nach rückwärts dagegen glühten alle Fenster der Häuser von Iona, wie im Widerschein einer Feuersbrunst mit Flammen von schmelzendem Gold.

Miss Campbell, Olivier Sinclair, die Brüder Melvill, Mrs. Bess und Patridge verhielten sich, ergriffen von diesem erhabenen Schauspiel, ganz still. Sie betrachteten, halb die Augenlider schließend, die Scheibe, die allmählich ihre Form

veränderte, sich parallel der Wasserlinie aufblähte und die Form einer ungeheuren Montgolfiere annahm. Im Weltraum war nicht der feinste Dunst zu bemerken.

»Ich glaube, dieses Mal haben wir ihn wirklich«, fing Bruder Sam wieder an.

»Ich glaub's auch«, stimmte Bruder Sib bei.

»Bitte, schweigt, liebe Onkel!«, rief Miss Campbell.

Sie schwiegen, sie hielten den Atem an, als fürchteten sie, er könne sich zu einer leichten Wolke verdichten, die ihnen die Sonnenscheibe verhüllen könnte.

Endlich berührte der untere Rand des Gestirns den Horizont. Es verbreiterte sich, verbreiterte sich immer mehr, als wäre es im Inneren mit leichtem Fluidum angefüllt.

Alle sogen mit den Augen die letzten Strahlen ein.

So gespannt wartete Arago, als er sich in der Wüstenei von Palma befand, auf das Signalfeuer, das auf dem höchsten Punkt der Insel Iviça aufleuchten und ihm Gelegenheit geben sollte, das letzte Dreieck seines Meridians zu schließen.

Endlich überragte die Wasserlinie nur noch ein schmales Segment des oberen Bogenstücks. Nach 15 Sekunden mußte der letzte Strahl über die Erde hinblitzen und in den Augen der Beobachter, die sich schon vorbereiteten, ihn aufzufangen, den Eindruck eines paradiesischen Grüns hervorrufen!

...

Plötzlich krachten zwei Flintenschüsse zwischen den Uferfelsen unterhalb des Bergs. Leichter Rauch stieg empor, und zwischen dessen Einzelwolken flatterte ein ganzer Schwarm von Vögeln, von Seeschwalben, Möwen und anderen, die der heftige Flintenknall aufgeschreckt hatte.

Diese Wolke stieg gerade empor, schob sich wie ein Lichtschirm zwischen den Horizont und die Insel, und zog an dem versinkenden Gestirn vorüber, gerade als dieses seinen allerletzten Lichtschein über die Wasserfläche sandte.

Da gewahrte man auf einem Felsblock des Ufers, die rauchende Flinte in der Hand und den Vogelschwarm mit den Blicken verfolgend, Aristobulos Ursiclos!

»Ach, dieses Mal ist es genug!« rief Bruder Sam.

»Nein, etwas zu viel!« fügte Bruder Sib hinzu.

»Ich hätte besser getan, ihn am Felsen hängen zu lassen«, sagte Olivier Sinclair für sich – »wenigstens wäre er dann noch dort!«

Die Lippen geschlossen und die Augen starr hinabgerichtet, sprach Miss Campbell nicht ein Wort.

Noch einmal und wiederum durch die Schuld dieses Aristobulos Ursiclos war sie um ihren Grünen Strahl gekommen!

#### 17. AN BORD DER ›CLORINDA‹

Am folgenden Morgen gegen 6 Uhr verließ eine reizende Yawl von 45 bis 50 Tonnen, die ›Clorinda‹, den kleinen Hafen von Iona, und segelte bei leichter nordöstlicher Brise mit Steuerbordhalsen dicht am Wind aufs hohe Meer hinaus.

Die ›Clorinda‹ entführte Miss Campbell, Olivier Sinclair, Bruder Sam, Bruder Sib, Mrs. Bess und Patridge. Es versteht sich von selbst, daß der unglückselige Aristobulos Ursiclos nicht mit an Bord war.

Nach dem Abenteuer des Vortags hatte man nämlich folgendes beschlossen und unverzüglich ins Werk gesetzt:

Beim Niedersteigen vom Abbey Hill und bei der Rückkehr nach der Herberge hatte Miss Campbell in kurzem Ton gesagt:

»Meine Onkel, da Mr. Aristobulos Ursiclos sich in den Kopf gesetzt zu haben scheint, noch länger auf Iona zu bleiben, wollen wir Iona diesem Mr. Aristobulos Ursiclos überlassen. Zum ersten Mal in Oban, zum zweiten Mal hier hat er unsere Beobachtungen zunichte gemacht. Wir werden nicht einen Tag länger hier bleiben, wo dieser Unselige offenbar ein Vorrecht genießt, Dummheiten zu begehen!«

Auf diese ebenso kurze wie bündige Erklärung konnten die Brüder Melvill keine Erwiderung finden. Übrigens teilten auch sie die allgemeine Mißstimmung und verwünschten Aristobulos Ursiclos, so kräftig ihre Natur das zuließ.

Entschieden war die Situation ihres Prätendenten für immer erschüttert. Nichts konnte ihn wieder zu Miss Campbell zurückführen; sie mußten schon, wohl oder übel, auf die Erfüllung eines unmöglich gewordenen Projekts verzichten.

»Nun, glücklicherweise«, flüsterte Bruder Sam Bruder Sib zu, den er etwas auf die Seite genommen, »sind übereilt gegebene Versprechen keine eisernen Handschellen!«

Das bedeutete mit anderen Worten, daß man unter wesentlich veränderten Umständen unmöglich an ein unter anderen Voraussetzungen gegebenes Wort gebunden sein kann, und mit deutlicher Geste hatte Bruder Sib auch seine Zustimmung gegeben, daß hier jenes schottische Sprichwort volle Anwendung fände.

Eben als man sich im unteren Saal von ›Duncans Harnisch‹ verabschieden wollte, erklärte Miss Campbell:

»Wir reisen morgen ab, ich bleibe keinen Tag länger hier!«

»Völlig einverstanden, meine liebe Helena«, antwortete Bruder Sam, »doch wohin werden wir gehen?«

»Dahin, wo wir sicher sind, diesen Mr. Ursiclos nicht wieder anzutreffen. Es ist also wichtig, niemand erfahren zu lassen, sowohl daß wir von Iona weg, noch auch wohin wir gehen.«

»Ganz recht«, meinte Bruder Sib; »aber, liebe Tochter, wie sollen wir abreisen und wohin uns wenden?«

»O«, rief Miss Campbell, »wir sollten nicht mit Tagesanbruch ein Mittel finden, diese Insel zu verlassen? Das Ufer Schottlands böte uns keinen unbewohnten, noch lieber unbewohnbaren Punkt, wo wir unserer Beobachtung in Frieden nachgehen könnten?«

Die beiden Brüder wenigstens hätten auf diese doppelte, übrigens in einem Ton gestellte Frage, der keine Ausflucht gestattete, nicht zu antworten vermocht. Zu ihrem Glück war Olivier Sinclair noch bei der Hand.

»Miss Campbell«, sagte er, »das läßt sich alles arrangieren und zwar wie folgt: nicht weit von hier bietet sich eine für unsere Beobachtung höchst geeignete Insel, eigentlich nur ein Eiland, und da wird kein Störenfried uns nahen.«

»Welche meinen Sie?«

»Nun Staffa, das Sie höchstens 2 Meilen im Norden von Iona sehen können.«

»Ist es möglich, dort zu leben und dahin zu gelangen?« fragte Miss Campbell.

»Gewiß«, versicherte Olivier Sinclair, »und noch dazu ganz leicht. Im Hafen von Iona hab' ich eine jener Yachten gesehen, die immer bereit sind, in See zu stechen, eine Yacht, wie man sie während der schönen Jahreszeit ja in allen englischen Häfen findet. Ihr Kapitän wie die Mannschaft

stehen dem ersten besten Touristen zur Verfügung, der ihre Dienste in Anspruch nimmt, um in den Kanal, die Nordsee oder nach Irland zu fahren. Nun, wer hindert uns, diese Yacht zu heuern, darauf, da Staffa selbst keine Hilfsmittel bietet, für 14 Tage Proviant einzuschiffen und morgen mit dem ersten Tagesgrauen davonzusegeln?«

»Mr. Sinclair«, antwortete Miss Campbell, »wir werden morgen heimlich diese Insel verlassen haben, und seien Sie überzeugt, daß ich mich Ihnen zu großem Dank verpflichtet fühlen werde.«

»Morgen, im Lauf des Vormittags, vorausgesetzt daß sich nur eine leichte Morgenbrise erhebt, werden wir schon auf Staffa sein«, versicherte Olivier Sinclair, »und abgesehen von dem gewöhnlichen Besuch der Touristen, der zweimal in der Woche etwa 1 Stunde dauert, werden wir dort von keiner lebenden Seele gestört werden.«

Nach gewöhnlicher Sitte erklangen sofort wieder alle Rufnamen von Mrs. Bess.

»Bet!«

»Beth!«

»Bess!«

»Betsey!«

»Betty!«

Mrs. Bess erschien auf der Stelle.

»Wir reisen morgen ab«, sagte Bruder Sam.

»Morgen ganz früh!« fügte Bruder Sib hinzu.

Ohne sich darüber eine weitere Frage zu stellen, beschäftigten sich Mrs. Bess und Patridge gleich darauf mit den Vorbereitungen zum Aufbruch.

Inzwischen begab Olivier Sinclair sich zum Hafen und verhandelte dort mit John Olduck.

John Olduck war der Kapitän der ›Clorinda‹, ein richtiger Seemann, bekleidet mit der traditionellen Mütze mit Goldborte, einer Art Jacke mit Metallknöpfen und mit Beinkleidern aus blauem Tuch. Nach Abschluß des Vertrags ging er sofort daran, mit seinen sechs Leuten alles zum Auslaufen klarzumachen. Diese sechs Matrosen waren eigentlich Fischer, versahen aber während des Sommers den Dienst auf diesen Yachten so vortrefflich, daß sie allen Seeleuten der Welt als Muster gelten können.

Um 6 Uhr morgens schifften sich die neuen Passagiere der ›Clorinda‹ ein, ohne jemand ein Wort über die Bestimmung der Yacht gesagt zu haben. Lebensmittel, frisches Fleisch wie Konserven und die unentbehrlichen Getränke, waren in Eile reichlich herbeigeschafft worden. Übrigens konnte der Koch der ›Clorinda‹ sich noch nebenbei von dem Dampfer, der den regelmäßigen Dienst zwischen Oban und Staffa versieht, mit verschiedenem anderen versorgen.

Mit Tagesanbruch hatte Miss Campbell von einem reizenden koketten Zimmerchen Besitz genommen, das im Heck der Yacht lag. Die beiden Brüder nahmen jenseits des Salons die Liegen der ›main cabin‹ ein, die sich im breitesten Teil des Schiffes befand. Olivier Sinclair begnügte sich mit einer kleinen, hinter der zum Salon führenden Treppe gelegenen Kabine. Zu beiden Seiten des durch den Schaft des Großmasts durchbrochenen Speisesaals hatten Mrs. Bess und Partridge, der eine rechts, die andere links, ihre Matratzenlager, gleich hinter der Küche und hinter der Koje des Kapitäns. Die Küche, in welcher der Koch gleich wohnte, lag also etwas weiter nach vorn; noch weiter das sogenannte Volklogis mit den Hängematten für die sechs Matrosen. Nichts fehlte der hübschen, von Ratsey in Cowes erbauten Yawl.

Bei günstigem Wasser und guter Brise hätte sie bei allen Regattas des ›Royal Thames Yacht Club‹ eine ehrenvolle Stelle behauptet.

Es gewährte allen eine wirkliche Freude, als die ›Clorinda‹ ihren Anker gelichtet, und nun mit dem Großsegel, dem Gaffelsegel, dem Focksegel und dem Klüverjäger den Wind abhing. Sie neigte sich zierlich zur Seite, ohne daß ihr mit Kanadafichte gedieltetes Deck nur von einem Tropfen Wasser benetzt worden wäre, so scharf durchschnitt der senkrecht konstruierte Vordersteven die leichten, gegen ihn anlaufenden Wellen.

Die Distanz, die diese beiden kleinen Hebriden, Iona und Staffa, trennt, ist nur sehr kurz. Bei sehr günstigem Wind hätten wohl 20 bis 25 Minuten gereicht, sie zu durchmessen, mindestens mit einer Yacht, die, wie die ›Clorinda‹, ihre 8 Seemeilen in der Stunde zurücklegen konnte. Heute hatte man aber den Wind, wenn auch nur in Form einer leichten Brise, fast genau von vorn; dabei war das Meer im Fallen, und so wurde es nötig, die immerhin merkbare Strömung durch wiederholtes Lavieren zu überwinden, ehe die ›Clorinda‹ auf die Höhe von Staffa gelangen konnte.

Miss Campbell legte darauf keinen besonderen Wert; ihr war es genug, daß die ›Clorinda‹ mit ihnen dahinsegelte. 1 Stunde später verschwamm Iona im Morgennebel, und mit der Insel das Bild jenes Störenfrieds, den Helena am liebsten bis auf den Namen vergessen hätte.

So sagte sie auch freimütig zu ihren Onkeln:

»Nun, hab' ich nicht recht, Papa Sam?«

»Völlig recht, meine liebe Helena.«

»Und stimmt Mama nicht auch damit überein?«

»Vollkommen!«

»Nun denn«, fuhr sie fort, die Arme um beide Männer schlingend, »so einigen wir uns alle in der Erkenntnis, daß zwei herzliche Onkel, die mir einen solchen Ehemann anhängen wollten, damit keine besonders glückliche Idee gehabt haben!«

Beide Männer verneigten sich zustimmend.

Die überaus angenehme Seefahrt hatte nur den einen Fehler, zu kurz zu sein. Was hinderte aber, sie auszudehnen, die Yawl dem Grünen Strahl entgegensegeln zu lassen, und ihn mitten im Atlantischen Ozean aufzusuchen? Doch nein! Laut Übereinkunft begab man sich nach Staffa, und John Olduck traf seine Maßnahmen, dieses berühmteste Eiland der kleinen Hebriden mit dem Wiederansteigen der Flut zu erreichen.

Gegen 8 Uhr wurde im Speisesaal der ›Clorinda‹ das erste, aus Tee, Butter und Sandwichs bestehende Frühstück aufgetragen.

In rosigster Laune taten alle Tischgenossen ihm volle Ehre an, und vergaßen dabei schon ganz die einladende Tafel der Herberge in Iona. Diese Undankbaren!

Als Miss Campbell aufs Deck zurückkam, hatte die Yacht die Fahrtrichtung geändert. Sie näherte sich jetzt dem schönen, auf den Riffen von Skerryvore errichteten Leuchtturm, dessen Feuer erster Ordnung 150 Fuß über dem Meeresniveau glüht. Und doch ›schnitt sie die Feder ab‹, um die schottische Bezeichnung für die Schnelligkeit ihrer Fahrt zu gebrauchen.

Halb ausgestreckt lag Miss Campbell auf dem Heck der Yacht auf einem jener großen Kissen aus starker Leinwand,

wie man sie auf allen englischen Vergnügungsyachten antrifft. Sie ergötzte sich über die schnelle Fortbewegung, ohne das Stoßen beim Fahren auf einem Landwagen oder das Zittern und Schütteln eines Eisenbahnzugs – diese Schnelligkeit eines Schlittschuhläufers, der über einen hartgefrorenen See dahinfliegt. Man konnte kaum etwas Graziöseres sehen als diese elegante, auf den leicht schäumenden Wogen mäßig geneigt liegende ›Clorinda‹, wie sie sich mit den Wellen hob und senkte. Wahrlich, sie schien mehr Luft zu durchschneiden, gleich einem ungeheuren Vogel, den seine mächtigen Flügel tragen.

Dieser im Norden und im Süden durch die großen Hebriden gedeckte, im Osten durch eine Küste geschützte Meeresteil glich fast einem Binnensee, dessen Gewässer der Wind noch nicht hatte aufwühlen können.

Die Yacht segelte in schräger Richtung auf Staffa zu, auf diesen großen, seitwärts der Insel Mull vereinzelt aufragenden Felsen, der sich kaum 100 Fuß über das Hochwasser erhebt. Man hätte glauben können, daß dieser es war, der unaufhörlich seinen Ort wechselte, da er einmal das hohe steile Ufer im Westen, dann wieder die wild aufeinandergetürmten Steinmassen seiner Ostseite zeigte. Infolge einer erklärlichen Gesichtstäuschung schien sich die ganze Masse auf einem Zapfen zu drehen, je nach den Winkeln, welche die Fahrtrichtung der ›Clorinda‹ mit den einzelnen Teilen des Eilands bildete.

Trotz der Strömung und des Gegenwinds kam die Yacht doch allmählich vorwärts. Wenn sie nach Westen, über die äußerste Spitze von Mull hinaussegelte, schüttelte sie das Meer ziemlich kräftig, obwohl sie eigentlich nur lustiger auf den aus der offenen See sich hinwälzenden Wogen tanzte;

bei der nächstfolgenden Wendung – oder bei dem nächsten ›Schlag‹, wie man die beim Lavieren im Zickzack zurückgelegten Einzelstrecken nennt – kam sie wieder in stilles Wasser, das sie sanft wie eine Kinderwiege schaukelte.

Gegen 11 Uhr war die ›Clorinda‹ weit genug nördlich hinaufgekommen, um nun geradewegs auf Staffa zuzuhalten. Die Schoten wurden also gelöst, der Klüverjäger sank herab, und der Kapitän traf Vorbereitung, vor Anker zu gehen.

Einen Hafen besitzt Staffa zwar nicht, es ist jedoch bei jeder Windrichtung nicht schwierig, längs der Ostseite, innerhalb der, durch frühere geologische Vorgänge launenhaft daneben verstreuten Felsen – einem wirklichen Schärengürtel – an das Eiland zu gelangen. Bei ganz schwerem Wetter könnte hier freilich ein Schiff von einigermaßen großem Tonnengehalt kaum zu bleiben wagen.

Die ›Clorinda‹ wand sich also zwischen diesem Gürtel von schwarzem Basalt hin; sie folgte gehorsam der geschickten Führung des Kapitäns und ließ auf der einen Seite den Felsen von Bouchaillie liegen, von dem das jetzt noch immer niedrige Meer die unteren, zu Bündeln vereinigten Schäfte bloßgelegt hatte, und auf der andern Seite, zur Linken, den Weg, der am Ufers hinläuft. Hier ist der beste Ankerplatz des Eilands, und hier nahmen auch die Dampfer, die Touristen nach Staffa brachten, diese nach Abschluß ihres Spaziergangs zu den Sehenswürdigkeiten der Insel wieder auf.

Die ›Clorinda‹ lief in eine ganz kleine Bucht, fast am Eingang der Grotte von Clam Shell ein. Das Obersegel wurde herabgelassen, das Großsegel völlig gelöst, und der Anker sank rasselnd in den Grund.

Eine Minute später landeten Miss Campbell und ihre Gefährten an den ersten Basaltstufen zur Linken der berühmten Grotte. Hier befand sich eine mit Geländer versehene Holzterrasse, die vom Ufer bis zum abgerundeten Rücken der Insel hinaufführt.

Alle begaben sich darauf zum oberen Plateau.

Sie waren endlich in Staffa, so abgeschieden von der bewohnten Welt, als ob ein Sturm sie auf die ödste Insel des Stillen Ozeans verschlagen hätte.

## 18. STAFFA

Wenn Staffa auch nichts weiter ist, als ein Eiland, so hat es die Natur wenigstens zum merkwürdigsten im ganzen Archipel der Hebriden gestaltet. Dieser große Felsblock von länglich-runder Form, einer Meile Länge und einer halben Meile Breite, verbirgt im Innern höchst wunderbare Grotten basaltischen Ursprungs. Hier strömen ebenso Geologen wie Touristen mit gleich lebendigem Interesse zusammen. Eigentlich eher zufällig hatten weder Miss Campbell, noch die Brüder Melvill Staffa bisher besucht; nur Olivier Sinclair kannte dessen Wunder. Es verstand sich also von selbst, daß ihm das Amt als Führer der Gesellschaft zufiel auf der Insel, die allen für einige Tage als Aufenthaltsort dienen sollte.

Dieser Felsen verdankt seine Entstehung ausschließlich der Kristallisation einer ungeheuren Basaltmasse, die in der ersten Bildungszeit der Erdkruste hier erstarrte. Dieser Zeitpunkt aber liegt sehr weit zurück. Nach den Untersuchungen von Helmholtz – die völlig übereinstimmen mit den Beobachtungen Bischofs, über die Erkaltung des Basalts, der

nur bei einer Temperatur von 2.000 Grad schmelzen konnte – hat es zu dessen vollständiger Erkaltung eines Zeitraums von mindestens 350 Millionen Jahren bedurft. Damit wäre die Konsolidierung unserer Erdkugel, nachdem sie einen gasförmigen und dann einen feurig-flüssigen Zustand durchgemacht hatte, in eine fabelhaft entlegene Epoche zurückgeführt.

Wenn Aristobulos Ursiclos hier gewesen wäre, hätte er reichliche Veranlassung gefunden zu so mancher schönen Abhandlung über die Erscheinungen der geologischen Geschichte. Doch er hielt sich fern; Miss Campbell dachte kaum an ihn, und es geschah, wie Bruder Sam zu Bruder Sib sagt:

»Lassen wir die Fliege auf dem Zucker ruhig sitzen!«

Ein schottisches Sprichwort, mit dem übrigens ziemlich durchsichtigen Sinn: »Wecken wir die Katze nicht, wenn sie schläft«, wie die Franzosen sagen.

Jetzt sahen sich alle an und in der Nachbarschaft um.

»Zuerst«, begann Olivier Sinclair, »empfiehlt es sich wohl, von unserem neuen Gebiet förmlich Besitz zu ergreifen.«

»Ohne zu vergessen, aus welchem Grund wir überhaupt hierher gekommen sind«, bemerkte Miss Campbell lächelnd.

»Sicherlich, ohne das zu vergessen!« erwiderte Olivier Sinclair. »Wir wollen also einen geeigneten Beobachtungspunkt aufsuchen und nachsehen, welcher Meereshorizont die Westseite unserer Insel begrenzt.«

»Ich stimme Ihnen bei«, antwortete Miss Campbell, »nur ist das Wetter heute etwas dunstig, und ich glaube nicht, daß das Versinken der Sonne unter günstigen Umständen stattfinden wird.«

»Dann werden wir warten, Miss Campbell, wenn's not tut, warten bis zum schlechten Wetter der Tagundnachtgleiche.«

»Ja, ja, wir warten«, bestätigten die Brüder Melvill, »so lange bis Helena bestimmen wird, wieder abzureisen.«

»Ei, uns drängt ja nichts, liebe Onkel«, antwortete das junge Mädchen, das sich seit der Abfahrt von Iona ganz glücklich fühlte, »nein, es drängt uns nichts, und ich finde dieses Inselchen ganz entzückend. Eine Villa, die man mitten in dieses, ihre Oberfläche gleich einem feinen Teppich verhüllende Wiesenland hinein erbaute, würde ganz behaglich zu bewohnen sein, selbst wenn die Stürme, die uns Amerika mit so freigebigen Händen schickt, sich an Staffas Grundfelsen brechen!«

»Hm!« meinte Onkel Sib, »hier an dieser äußersten, nach dem Ozean zu liegenden Grenze müssen sie doch furchtbar wüten!«

»Das ist auch der Fall«, erklärte Olivier Sinclair. »Staffa liegt allen aus der offenen See kommenden Winden preisgegeben und bietet nur am östlichen Gestade, dort wo unsere ›Clorinda‹ vor Anker gegangen ist, einigen Schutz. Die schlechte Jahreszeit dauert übrigens in dieser Gegend des Atlantiks volle 9 Monate an.«

»Nun, da erklärt es sich ja gleich«, meinte Onkel Sam, »warum man hier keinen einzigen Baum sieht. Auf der Hochfläche muß offenbar jedes Erzeugnis der Pflanzenwelt, wenn es den Erdboden nur um wenige Fuß überragt, unvermeidlich zugrundegehen.«

»Schön, aber 2 bis 3 Sommermonate auf diesem Eiland zuzubringen, das lohnte sich wohl nicht der Mühe?« rief Miss Campbell. »Ihr müßtet Staffa unbedingt erwerben, liebe Onkel, wenn Staffa überhaupt käuflich ist.«

Die Brüder Sam und Sib bewegten schon die Hand nach der Tasche, als wollten sie das Kaufobjekt bezahlen – diese beiden Onkel ohnegleichen, die selbst der tollsten Laune ihrer Nichte nachgegeben hätten.

»Wem gehört denn eigentlich Staffa?« fragte Bruder Sib.

»Der Familie der MacDonald«, antwortete Olivier Sinclair. »Sie verpachten es für 12 Pfund Sterling jährlich, aber ich glaube nicht, daß es ihnen um irgendeinen Preis feil wäre.«

»Das ist schade!« sagte Miss Campbell, die, schon von Natur leicht zu begeistern, sich jetzt in dazu besonders neigender Gemütsverfassung befand.

So plaudernd, wanderten die neuen Gäste Staffas über die unebene Oberfläche der Insel, auf der da und dort kleinere grüne Erhebungen emporragten. Am heutigen Tag traf kein Schiff der Dampfergesellschaft von Oban zum Besuch der kleinen Hebriden ein; Miss Campbell und ihre Gefährten hatten also keine Störung durch lärmende Touristen zu befürchten. Sie waren allein auf dem öden, weltverlassenen Felsen. Einige Pferde von kleinem Schlag und einzelne schwarze Kühe weideten auf der mageren Grasnarbe des Plateaus, dessen dünne Humusdecke an verschiedenen Stellen von lavaähnlichen Massen durchbrochen war. Einen Schäfer zu ihrer Bewachung gab es nicht, und wenn die vierfüßige Inselherde überhaupt überwacht wurde, dann konnte das nur aus der Ferne, vielleicht von Iona, wenn nicht gar von der 15 Meilen weiter östlich gelegenen Küste von Mull aus der Fall sein.

Eine Wohnstätte zeigte sich nirgends; nur die Reste einer Hütte, welche die zu den Zeiten der Tagundnachtgleichen im März und September wütenden Stürme zerstört hatten. In der Tat erscheinen 12 Pfund Sterling als recht anständige

Pacht für einige Acres Wiesen, deren Gras abgenagt ist wie bis auf die Kettfäden abgenützter Samt.

Die Besichtigung der Inseloberfläche war also bald beendet, und man beschäftigte sich nun ausschließlich mit der Beobachtung des Horizonts.

Es war deutlich genug zu erkennen, daß man an diesem Abend vom Untergang der Sonne nichts erwarten durfte. Infolge der Veränderlichkeit, welche die Septembertage kennzeichnet, hatte sich der am Vorabend ganz klare Himmel heute wieder mit Dünsten bedeckt. Gegen 6 Uhr abends zogen einige rötliche Wolken, wie sie nahe bevorstehenden Störungen der Atmosphäre vorherzugehen pflegen, über den Gesichtskreis im Westen. Die Brüder Melvill machten auch zu ihrem großen Leidwesen die Beobachtung, daß das Aneroidbarometer der ›Clorinda‹ nach ›Veränderlich‹ zurückging und sogar noch unter diesen Stand hinausgehen zu wollen schien.

Nachdem die Sonne hinter einer, durch den Wellenschlag auf hoher See gezackten Linie versunken war, kehrten alle an Bord zurück. Ruhig verstrich die Nacht in der kleinen, durch die Ausläufer der Clam-Shell-Grotte gebildeten Ausbuchtung.

Am folgenden Morgen, dem 7. September, beschloß man, das Eiland erst sorgfältiger in Augenschein zu nehmen. Nach Besichtigung des oberen Teils galt es nun den unterirdischen Teil davon zu untersuchen. Sollte man die Zeit nicht bestens ausnützen, da ein wirkliches – Aristobulos Ursiclos nicht zur Last zu legendes – Mißgeschick bisher jede Beobachtung des ersehnten Phänomens vereitelt hatte? Übrigens hat niemand Ursache, einen Besuch der Höhlen zu bereuen, die

dieses verlorene Eiland des Archipels der Hebriden berühmt gemacht haben.

Der heutige Tag wurde dazu verwendet, den ›Keller‹ von Clam Shell zu untersuchen, vor dem die Yacht verankert lag. Der Koch traf, auf Veranlassung Olivier Sinclairs, sogar Vorbereitungen, das zweite Frühstück darin zu servieren. Hier konnten sich die Tischgäste fast in den unteren Raum eines Schiffs versetzt wähnen. Wirklich ähneln die 40 bis 50 Fuß langen Prismen, welche die Rippen der Wölbung bilden, un- gemein dem inneren Bau eines Fahrzeugs.

Diese an die 30 Fuß hohe, etwa 15 breite und 100 tiefe Höhle, bietet einen sehr leichten Zugang. Offen nur nach Osten, dadurch geschützt gegen die schlimmsten Winde, wird sie auch nicht von den fürchterlichen Wogen heimge- sucht, die bei stürmischem Wetter in die anderen Höhlen der Insel wälzen. Dafür erklärt man sie auch für die weniger sehenswerte Grotte Staffas.

Immerhin erregt die Anordnung ihrer Basaltbögen, die mehr auf die Hand des Menschen, als auf ein Werk der Na- tur hinweist, die ungeteilte Bewunderung des Beschauers.

Miss Campbell war ganz entzückt von diesem Besuch. Olivier Sinclair erklärte ihr liebenswürdig die Schönheiten von Clam Shell, ohne Zweifel mit weniger wissenschaftli- chem Bombast als Aristobulos Ursiclos, gewiß aber mit mehr künstlerischem Feingefühl.

»Ich möchte wohl ein Andenken an unseren Besuch von Clam Shell besitzen«, sagte Miss Campbell.

»Nichts leichter als das!« antwortete Olivier Sinclair.

Mit wenigen, sicheren Bleistiftstrichen entwarf er eine Skizze dieser Grotte, gesehen von dem Felsen aus, der am

Ende der großen Basalttreppe emporragt. Die Vorderöffnung der Grotte, gleichsam das Bild eines riesigen Seesäugetiers, dessen Skelett ihre Wände darstellen, die leichte nach dem Gipfel des Eilands hinaufführende Treppe, das so ruhige und überraschend klare Wasser am Eingang, unter dem man den gewaltigen Basaltunterbau schimmern sieht, alles entstand mit großer Kunstfertigkeit sehr schnell auf einer Seite von Helenas Album.

Darunter setzte der Maler die Worte:

»Miss Campbell gewidmet von Olivier Sinclair.

Staffa, den 7. September 1881.«

Nach eingenommenem Frühstück ließ Kapitän John Olduck das größte der beiden Boote der ›Clorinda‹ klarmachen; seine Passagiere nahmen darin Platz und begaben sich, rund um die pittoreske Insel, nach der ›Grotte des Schiffes«, so genannt, weil das Meer deren Grund im Innern ganz bedeckt und man sie trockenen Fußes überhaupt nicht besuchen kann.

Diese Grotte liegt im südwestlichen Teil des Eilands. Bei einigermaßen starkem Seegang wäre es höchst unklug, in sie einzudringen, denn der Wogenschlag darin ist sehr heftig; an jenem Tag jedoch hatte, trotz des ziemlich bedrohlichen Aussehens des Himmels, der Wind noch nicht aufgefrischt, und ein Besuch der Höhle war mit keinerlei Gefahr verbunden.

In dem Augenblick, wo das Boot der ›Clorinda‹ vor der Mündung der tiefen Höhle anhielt, ging der von Touristen besetzte Dampfer von Oban an der Insel vor Anker. Glücklicherweise brachte dieser Zeitraum von 2 Stunden, während

welcher Staffa sozusagen den Fahrgästen der ›Pioneer‹ gehört, für Miss Campbell und die anderen keinerlei Belästigung mit sich. Sie blieben in der Grotte des Schiffes unbenutzt, während die Fremdlinge ihre reglementmäßige Promenade, die sich nur auf die Fingalshöhle und die Oberfläche des Eilands erstreckt, ausführten. Sie hatten also keine Gelegenheit, mit diesem etwas geräuschvoll auftretenden Häuflein in Berührung zu kommen – ein Umstand, über den sie sich aus mehrfachen Gründen beglückwünschten. Warum sollte zum Beispiel Aristobulos Ursiclos nach dem plötzlichen Verschwinden der kleinen Gesellschaft, als deren Mitglied er sich doch betrachtete, nicht den Iona regelmäßig anlaufenden Dampfer benützt haben, um nach Oban zurückzukehren? – Ein Zusammentreffen mit ihm wollte man aber auf jeden Fall vermeiden.

Doch wie dem auch sein mochte, ob der ausgestoßene Prätendent sich unter den Touristen des 7. September befand oder nicht, jedenfalls war nach der Wiederabfahrt des Schiffes niemand hier zurückgeblieben. Als Miss Campbell, die Brüder Melvill und Olivier Sinclair wieder herauskamen aus dem langen Schlauch, aus dem ausgangslosen Tunnel, der fast künstlich in eine Basaltschicht getrieben zu sein scheint, fanden sie wieder die Ruhe vor, die auf Staffa, diesem an der Grenze des Atlantischen Ozeans verlorenen Eiland, gewöhnlich herrscht.

Man kennt eine gewisse Anzahl berühmter unterirdischer Höhlen an sehr verschiedenen Stellen der Erde, aber meist innerhalb der Gebiete mit vulkanischer Aktivität, alle unterscheiden sich durch ihren Ursprung, der entweder neptunischer oder plutonischer Art ist.

Von diesen Aushöhlungen sind nämlich die einen entstanden durch unterirdische Gewässer, die im Lauf der Jahrtausende sogar harte Granitmassen annagen, auflösen und wegführen, bis an deren Stelle oft gewaltige leere Räume getreten sind; dahin gehören die Grotten von Crozen in der Bretagne, die von Bonifacio auf Korsika, von Morghatten in Norwegen, von Saint Michel in Gibraltar, von Saratchell am Ufer der Insel Wight und von Tourane in dem steil abfallenden Marmorgestade von Cochinchina.

Die anderen, von ganz anderem Ursprung, verdanken ihre Bildung dem durch Erkaltung früher feurig-flüssiger Gesteinsmassen bedingten Zurückweichen von Granit- oder Basaltwänden, und diese bieten in ihrer Gliederung alle Spuren gewaltsamer Vorgänge, die den Grotten neptunischen Ursprungs völlig fehlen.

Treu ihren Prinzipien, hat die Natur bei den einen die Wirkungen der Kraft, bei den anderen die der Zeit benützt.

Zu den Aushöhlungen, deren Baumaterial einst durch das Urfeuer geologischer Epochen geschmolzen erhalten wurde, gehört die berühmte Fingalshöhle – ›Fingals Grotte‹, wie ihre höchst prosaische englische Bezeichnung lautet.

Der näheren Untersuchung dieses Wunders der Erdkugel sollte der nächste Tag gewidmet werden.

#### 19. DIE FINGALSHÖHLE

Wenn der Kapitän der ›Clorinda‹ sich im Lauf der letzten 24 Stunden in einem der Häfen des Vereinigten Königreichs befunden hätte, hätte er Kenntnis von einem meteorologischen Bulletin gehabt, das für die auf der Fahrt über den Atlantischen Ozean befindlichen Schiffe nicht besonders günstig lautete.

Durch den Draht war nämlich von New York aus ein heftiger Sturm angezeigt worden. Nachdem er den Ozean von Westen nach Nordosten durchflog, drohte er mit voller Gewalt über das Gestade Irlands und Schottlands hereinzubreusen, um sich nachher jenseits der Küsten Norwegens zu verlieren.

Doch auch ohne dieses Telegramm verriet schon das Barometer der Yacht eine nahe bevorstehende atmosphärische Störung, mit der ein vorsichtiger Seemann wohl rechnen mußte.

Am Morgen des 8. September begab sich Kapitän John Olduck deshalb etwas beunruhigt nach dem Felsenstrand, der Staffa nach Westen begrenzt, um den Zustand des Himmels und des Meeres besser überblicken zu können.

Wolken von ziemlich unbestimmter Gestalt, mehr Dunstfetzen als eigentliche Wolken, jagten da schon mit großer Schnelligkeit dahin. Der Wind gewann immer mehr an Stärke, und mußte bald in wirklichen Sturm umschlagen. Das schäumende Meer hatte draußen ein ganz weißes Aussehen, und donnernd brachen sich die Wogen an den Basaltpfählen, die als Basis der Insel emporstarren.

John Olduck kam die Sache gar nicht geheuer vor. Obgleich die ›Clorinda‹ vor der Clam-Shell-Grotte ziemlich geschützt lag, war das doch kein wirklich sicherer Ankerplatz, nicht einmal für ein Schiff von so geringer Größe. Die Gewalt des Wassers, die sich zwischen dem Weg auf dem Land und den vorgelagerten Felsen ganz besonders bemerkbar machen mußte, veranlaßte hier gewiß eine furchtbare Brandung, welche die Situation der Yacht nicht wenig gefährdete. Es galt also einen Entschluß zu fassen, und zwar noch bevor die schmalen Fahrstraßen völlig unpassierbar wurden.

Als der Kapitän an Bord zurückkam, fand er dort seine Passagiere, denen er seine Befürchtungen kundgab und die Notwendigkeit auseinandersetzte, so schnell wie möglich von hier unter Segel zu gehen. Bei einer Verzögerung von nur wenig Stunden lief man Gefahr, das Wasser in der 15 Meilen breiten Meerenge, die Staffa von der Insel Mull trennt, in höchst aufgewühltem Zustand anzutreffen. Hinter letzterer Insel aber mußte man Zuflucht suchen, und speziell in dem kleinen Hafen von Achnagraig, wo die ›Clorinda‹ von den Seewinden nichts zu befürchten hatte.

»Wir sollen Staffa verlassen?« rief Miss Campbell, »einen so makellos klaren Horizont verlieren?«

»Ich glaube, daß es sehr gefährlich werden dürfte, vor Clam Shell liegenzubleiben«, antwortete John Olduck.

»Wenn's denn nun mal sein muß, liebe Helena«, sagte Bruder Sam.

»Ja, wenn's denn sein muß!« fügte Bruder Sib hinzu.

Da mischte sich Olivier Sinclair, der das Mißbehagen bemerkte, das diese urplötzliche Abreise Miss Campbell bereitete, ein mit der Frage:

»Wie lange, meinen Sie, Kapitän Olduck, daß dieser Sturm wohl andauern könnte?«

»In dieser Jahreszeit höchstens 2 oder 3 Tage«, erklärte der Kapitän.

»Und Sie meinen, daß es notwendig ist, von hier fortzusegeln?«

»Notwendig und ebenso dringend.«

»Was wäre also Ihre Absicht?«

»Noch diesen Morgen die Anker zu lichten. Mit dem frischen Wind könnten wir noch vor dem Abend in Achnagraig

landen, und würden erst, nachdem das Wetter vorübergegangen ist, nach Staffa zurückkehren.«

»Warum wollen Sie nicht nach Iona zurücksegeln, wo die ›Clorinda‹ binnen 1 Stunde sein könnte«, fragte Bruder Sam.

»Nein . . . nein . . . nicht nach Iona!« rief Miss Campbell, vor der schon der Schatten Aristobulos Ursiclos' aufstieg.

»Im Hafen von Iona wären wir kaum mehr in Sicherheit als hier vor Staffa«, wandte John Olduck dagegen ein.

»Nun gut, Kapitän«, sagte Olivier Sinclair, »dann segeln Sie ab, segeln Sie unverzüglich nach Achnagraig und lassen Sie uns auf Staffa zurück.«

»Auf Staffa?« wiederholte John Olduck verwundert, »wo Sie nicht einmal eine Hütte hätten, sich zu schützen?«

»Kann die Grotte von Clam Shell nicht für einige Tage genügen?« erwiderte Olivier Sinclair. »Was soll uns da fehlen? – Nichts! Wir besitzen an Bord genügend Proviant, Wäsche für unsere Schlafstätten, Kleider zum Wechseln, was man alles schnell ausschiffen kann, und der Koch wird jedenfalls gern bei uns aushalten.«

»Ja . . . ja . . .«, antwortete Miss Campbell, in die Hände klatschend, »reisen Sie ab, Kapitän, segeln Sie unverzüglich mit Ihrer Yacht nach Achnagraig und lassen Sie uns auf Staffa. Wir werden uns hier wie Ausgesetzte auf wüster Insel befinden; wir führen hier das Leben freiwilliger Schiffbrüchiger. Wir erwarten dann die Rückkehr der ›Clorinda‹ mit der Erregung, der ängstlichen Spannung jener Robinsons, die ein Schiff in der Nähe ihrer Insel erblicken. Zu welchem Zweck sind wir hierhergekommen? Einen Roman zu spielen, nicht wahr, Mr. Sinclair, und was kann es Romantischeres geben, als diese unsere Lage, liebe Onkel? Und mein ganzes

Leben lang würde ich mir Vorwürfe machen, ein so erhabenes Schauspiel verpaßt zu haben, wenn ich nicht einen Sturm, einen rasenden, über dieses Eiland fliegenden Wind, den Zorn eines nördlichen Meeres, die ossianhaften Kämpfe der entfesselten Elemente beobachtet hätte. Segeln Sie weg, Kapitän Olduck! Wir bleiben hier, bis Sie wiederkommen!«

»Aber ...«, stammelten die Brüder Melvill, denen dieses Wort der Besorgnis gleichzeitig entschlüpfte.

»Mir scheint, meine Onkel hätten etwas eingewendet«, schnitt ihnen Miss Campbell die Rede ab, »doch ich glaube ein Mittel zu besitzen, um sie zu meiner Ansicht zu bekehren.«

Damit gab sie jedem den gewohnten Morgenkuß.

»So, das ist für dich, Onkel Sam, und für dich, Onkel Sib. Ich wette nun, daß ihr nichts mehr zu sagen habt.«

Sie dachten gar nicht daran, Einspruch zu erheben.

Weil es ihrer Nichte beliebte, in Staffa bleiben zu wollen, warum sollten sie da nicht hier aushalten, und warum kamen sie überhaupt nicht von Anfang an auf diesen einfachen, so natürlichen Gedanken, der aller Interessen Rechnung trug?

Der Vorschlag kam jedoch von Olivier Sinclair, und Miss Campbell glaubte ihm dafür ganz speziell danken zu müssen.

Nachdem also dieser Beschluß feststand, schifften die Matrosen die für einen mehrtägigen Aufenthalt notwendigen Bedürfnisse aus. Clam Shell wurde unter dem Namen Melvill House zur einstweiligen Wohnung umgestaltet, in der man mindestens ebenso gut untergebracht zu sein meinte, wie in der Herberge von Iona. Der Koch ging sofort daran, eine für seine Dienste passende Stelle auszuwählen, die er in

der Nähe des Höhleneingangs in einer scheinbar zu solchen Zwecken geschaffenen Nische der Felsenwand entdeckte.

Dann verließen Miss Campbell und Olivier Sinclair, die Brüder Melvill, Mrs. Bess und Patridge die ›Clorinda‹ und übernahmen das ihnen von John Olduck überlassene kleine Boot der Yacht, das zum gelegentlichen Übersetzen von einem Felsen zum andern von großem Vorteil sein mußte.

1 Stunde später lichtete die ›Clorinda‹ mit doppelt gerefften Segeln und eingezogenem Klüverjäger die Anker, und wandte sich nach der Nordseite der Insel Mull, um durch die schmale Wasserstraße zwischen der Insel und dem Festland nach Achnagraig zu gelangen. Ihre Passagiere folgten ihr von der Höhe Staffas aus mit den Blicken, solange sie das schmucke Schiff sehen konnten. Sich unter dem Wind neigend, gleich einer Möwe, die mit den Flügeln dicht über das Wasser streicht, war es nach kaum einer halben Stunde hinter dem Eiland Gometra verschwunden.

Wenn das Wetter auch bedrohlich schien, blieb der Himmel vorläufig doch noch ziemlich klar, so daß die Sonne sehr häufig durch die Wolkenöffnungen blickte, die der Wind im Zenit aufriß. Man konnte auf der Insel spazieren gehen und rings um sie dem Fuß des Basaltufers folgen. Das erste Verlangen von Miss Campbell und den Brüdern Melvill war es denn auch, sich unter der Führung Olivier Sinclairs zu der berühmten Fingalshöhle zu begeben.

Die Touristen, die von Oban kommen, pflegen diese Höhle mit den Booten des Obaner Dampfers zu besuchen; man kann jedoch bis nach ihrem entlegensten Hintergrund auch dadurch gelangen, daß man an den Felsen der rechten Seite landet, wo sich eine Art gangbarer Kai befindet.

Auf diese Weise wollte Olivier Sinclair seine Touristen führen, ohne das Boot der ›Clorinda‹ zu benützen.

Alle verließen also Clam Shell und begaben sich zu der Straße, die an der Ostseite der Insel verläuft. Das obere Ende der senkrecht eingelassenen Säulenschäfte, die fast auf den Gedanken führten, daß ein Architekt sie in dieser Weise versenkt hätte, bot einen festen und trockenen Fußboden. Der nur wenige Minuten beanspruchende Weg wurde plaudernd zurückgelegt, während alle die Schönheit der Eilande bewunderten, an denen die Brandung tobte und über die hinaus das lichtgrüne Wasser bis auf den Grund der Felsen zu blicken gestattete. Man konnte sich unmöglich einen schöneren Weg nach jener Grotte vorstellen, die an sich würdig erscheint, von einem Helden aus 1001 Nacht bewohnt zu werden.

An der südöstlichen Ecke der Insel angelangt, ließ Olivier Sinclair seine Begleiter einige natürliche Stufen emporsteigen, die sich mit der Treppe jedes Palasts hätten messen können. An dieser Treppenecke erhoben sich die äußersten Säulen, die längs der Wand der Höhle stehen, wie die des kleinen Tempels der Vesta in Rom, nur näher nebeneinander, wie um die unbearbeitete Wand zu verhüllen. Auf ihre Kapitelle stützt sich die gewaltige Steinmasse, die diesen Teil des Eilands bildet. Die schräg verlaufenden Spalten dieser Felsen, die nach dem Muster eines inneren Bogen gewölbes angeordnet scheinen, kontrastieren eigentümlich mit der senkrechten Stellung der Säulen, die sie tragen.

Am Fuß jener Stufen hob und senkte sich das Wasser, als ob es tief atmete, schon ein wenig stärker unter der Rückwirkung der hohen Wellen des offenen Meers. Hier spiegelte

sich der ganze Grund der Steinmasse wider, deren schwärzlicher Schatten auf den Wogen schwankte.

Am oberen Treppenabsatz angekommen, wandte sich Olivier Sinclair nach links und zeigte Miss Campbell eine Art schmalen Kai, oder vielmehr natürlichen Absatz, der sich an der Wand entlang bis tief in die Höhle hineinzog. Ein dünnes Geländer von Eisenstangen, die im Basalt befestigt waren, diente als Handleitung zwischen der Wand und der scharfen Kante des Kais.

»Oh«, sagte Miss Campbell, »dieses Geländer verleidet mir ein wenig den Palast Fingals.«

»Sie haben recht«, meinte Olivier Sinclair, »dieses Eingreifen der Menschenhand in das Werk der Natur stört einigermaßen.«

»Doch wenn es von Nutzen ist, muß man sich dessen bedienen«, bemerkte Bruder Sam.

»Ich werde es tun!« fügte Bruder Sib hinzu.

Beim Eintritt in die Fingalshöhle blieben die Besucher auf Rat ihres Führers stehen.

Vor ihnen öffnete sich eine Art hohes und tiefes Kirchenschiff voll geheimnisvollen Halbschattens. Auf Meereshöhe maß der Raum zwischen beiden Wänden etwa 34 Fuß. Rechts und links verbargen Basaltpfeiler, die dicht nebeneinander standen, wie in gewissen Kathedralen der letzten gotischen Periode, die Masse der Grundmauern. Auf die Kapitelle dieser Pfeiler stützte sich der Anlauf einer ungeheuren gerippten Wölbung, die sich unter den Schlußsteinen 50 Fuß über den mittleren Wasserstand erhob.

Trotz ihrer staunenden Bewunderung bei diesem ersten Anblick mußten sich Miss Campbell und ihre Begleiter doch

endlich von dessen Betrachtung losreißen und dem nach innen führenden Absatz der einen Wand folgen.

Hier streben in vollkommener Ordnung, aber in wechselnder Größe Hunderte prismatischer Säulen empor, gleich Erzeugnissen einer gigantischen Kristallisation. Ihre feinen Kanten heben sich so rein voneinander ab, als hätte der Meißel eines Bildhauers diese Linien ausgearbeitet. An die nach rückwärts liegenden Winkel der einen schließen sich die nach vorn sehenden der anderen genau an. Die einen zeigen drei Flächen, die anderen vier, fünf bis sieben und acht, was bei der allgemeinen Gleichförmigkeit des Stils eine angenehme Abwechslung hervorbringt, die für den feinen Sinn des Künstlers der Natur ein schönes Zeugnis ablegt.

Das von außen eindringende Licht spielt auf allen facettierten Winkeln. Auf das Wasser unten treffend und wie von einem Spiegel zurückgestrahlt, schimmert es auf den Steinen unter Wasser, auf den grünen, dunkelroten oder hellgelben Wasserpflanzen, und entzündet mit tausend Blitzen die Vorsprünge des Basalts, der in unregelmäßigen Abteilungen die Wölbung dieses Hypogäums, das in der Welt seinesgleichen nicht findet, reizvoll abschließt.

Darunter herrschte ein tönendes Schweigen – wenn man diese Worte in Verbindung setzen darf – das eigenartige Schweigen aller tiefen Aushöhlungen der Erde, das die Besucher auch hier nicht zu unterbrechen wagten. Nur der Wind allein strich hindurch in langgezogenen Akkorden, die eine melancholische Reihenfolge einmal anschwellender und dann halb ersterbender Septimen, wie die Saiten einer Äolsharfe, erklingen lassen. Ist es nicht dieser wunderbare

Effekt, von dem der Name ›An-Na-Vine‹, das ist die harmonische Grotte, hergeleitet ist, wie diese Höhle in der Sprache der alten Kelten genannt wurde?

»Und welcher Name könnte wohl passender erscheinen«, sagte Olivier Sinclair, »da Fingal der Vater Ossians war, dessen Genius es gelang, Poesie und Musik zu einer Kunst zu verschmelzen?«

»Ohne Zweifel«, stimmte ihm Bruder Sam bei; »doch wie Ossian selbst sang: ›Wann, wann tönt ein Barde mir, preist der tapferen Toten Lob? Wann umfängt diese Freude mich?«

»Ja«, fügte Bruder Sib hinzu. »Keine Stimme, kein Klang ist in Cona, dahin ist der Fürst und der Bard'; auf den Höh'n wohnt Ruhm nicht mehr!«

Die ganze Tiefe der Höhle wird auf ungefähr 150 Fuß geschätzt. Im Hintergrund des Kirchenschiffs erscheint eine Art Orgelchor, auf dem sich eine gewisse Anzahl Säulen von geringerem Durchmesser als am Eingang, dafür aber in tadelloser Reinheit der Linien erheben.

Hier konnten Olivier Sinclair, Miss Campbell und deren beiden Onkel einen Augenblick verweilen.

Von diesem Punkt aus bot sich eine bezaubernde, nach dem freien Himmel offene Perspektive, das vom Licht durchdrungene Wasser ließ die Anordnung des unterseeischen Grunds erkennen, der aus Querschnitten von vier- bis siebenseitigen Säulenschäften bestand, die wie bei einem Mosaikpflaster dicht aneinander liegen. An den seitlichen Wänden wechselte ein wunderbares Spiel von Licht und Schatten. Alles erlosch, wenn eine Wolke, wie ein Gazevorhang auf der Bühne, vor der Mündung der Grotte vorüberzog. Alles glänzte dagegen und schmückte sich mit allen sieben

Farben des Regenbogens, wenn ein vom Kristall des Grundes zurückgeworfener Sonnenstrahl sich in langen leuchtenden Streifen bis zur Decke der Wölbung erhob.

Weiterhin brandete das Meer an den ersten Pfeilern des ungeheuren Eingangsbogens. Dieser Rahmen, der sich so schwarz abhob, als ob er aus Ebenholz geschnitzt wäre, ließ alle Herrlichkeiten hinter sich desto voller zur Geltung kommen. Noch weiter draußen erschienen Himmel und Wasser in blendendem Glanz, und in weiter Ferne Iona, dessen weiße Klosterruinen deutlich hervorschimmerten.

Wirklich bezaubert durch diese feenhaftige Pracht, vermochte niemand seinen Empfindungen Worte zu verleihen.

»Welch ein Zauberpalast!« rief endlich Miss Campbell, »und was für ein prosaischer Geist müßte es sein, der nicht glauben könnte, Gott habe ihn für die Sylphen und Nixen geschaffen! Für wen sollten beim Atmen des Windes die Töne dieser großen Äolsharfe erklingen? Ist das nicht jene überirdische Musik, die Waverley in seinen Träumen hörte, jene Stimme Selmas, deren Akkorde unser Romandichter aufgezeichnet hat, um damit seine Helden einzuschläfern?«

»Sie haben recht, Miss Campbell«, sagte Olivier Sinclair; »sicherlich dachte Walter Scott, wenn er seine Bilder in der poetischen Vergangenheit der Hochlande suchte, an den Palast Fingals.«

»Oh, hier möcht' ich den Schatten Ossians anrufen!« fuhr das schwärmerische junge Mädchen fort. »Warum sollte der unsichtbare Barde nicht nach 1.500jährigem Schlummer auf meine Stimme erscheinen! Ich stelle mir so gern vor, daß der Unglückliche, ebenso blind wie Homer und ebenso Dichter wie dieser, wenn er die großen Waffentaten seiner Zeit besang, sich oftmals in diesen Palast geflüchtet hat, der noch

heute den Namen seines Vaters trägt. Hier haben gewiß die Echos Fingals häufig genug die epischen und lyrischen Eingebungen seines Geistes im reinsten gälischen Idiom widergeklungen. Glauben Sie nicht, Mr. Sinclair, daß der alte Ossian auf demselben Platz gesessen haben könnte, auf dem wir uns jetzt befinden, und daß die Töne seiner Harfe sich hier mit Selmas Stimme vermischten?«

»Wie sollte ich nicht glauben, Miss Campbell«, erwiderte Olivier Sinclair, »was Sie mit so ausdrucksvoller Überzeugung aussprechen?«

»Wenn ich ihn nun rief?« murmelte Miss Campbell.

Und mit ihrer frischen Stimme ließ sie wiederholt den Namen des alten Bardens durch das Zittern des Windes erschallen.

Doch trotz des sehnlichsten Verlangens von Miss Campbell, obwohl sie ihn dreimal gerufen hatte, antwortete ihr doch nur das Echo. Der Schatten Ossians erschien nicht im väterlichen Palast.

Inzwischen war die Sonne hinter dichten Nebeln versunken. Die Grotte füllte sich mit düsteren Schatten und draußen wurde das Meer immer unruhiger; seine langen Wellen begannen sich schon an den letzten Basaltsäulen zu brechen.

Die Besucher begaben sich also in die schmale, schon halb von Wasserschaum bedeckte Galerie zurück; sie gingen raschen Schritts um die vom Wind heftig getroffene Ecke der Insel, gegen die der Sturm von der Seeseite her andonnerte; weiterhin befanden sie sich vorläufig geschützt auf dem an der anderen Seite verlaufenden Uferdamm.

Das schlechte Wetter hatte sich seit 2 Stunden noch deutlich verschlimmert; der rasende Wind stieß sich schon an

der hohen Küste Schottlands und drohte, zum vollen Orkan anzuwachsen.

Durch die Basaltwand des Strands gedeckt, konnte Miss Campbell mit ihren Begleitern jedoch Clam Shell bequem erreichen.

Am folgenden Tag entfesselte sich der Wind unter erneutem Sinken der Barometersäule mit furchtbarem Ungestüm; noch dichtere blaugraue Wolken erfüllten den Himmel und jagten ziemlich niedrig über die Erde hin. Noch regnete es zwar nicht, aber auch die Sonne blieb unsichtbar; höchstens schien sie einmal in langen Abständen.

Miss Campbell schien von diesem widrigen Wetter weniger verstimmt zu werden, als man es hätte glauben sollen.

Dieses Leben auf einem vom Sturm gepeitschten Eiland entsprach ganz ihrer feurigen Natur. Wie eine Heroine Walter Scotts gefiel sie sich darin, zwischen den Felsen von Staffa, in ganz eigenartig neue Gedanken versunken und meist allein umherzuirren, wobei denn auch niemand sich ihr zur Begleitung aufdrängte.

Wiederholt kehrte sie auch zur Fingalshöhle zurück, deren poetische Eigentümlichkeit sie lebhaft anzog. Hier verträumte sie ganze Stunden, ohne je der erhaltenen Warnung zu gedenken, sich nicht unachtsam in diesen unterirdischen Palast zu begeben.

Am nächsten Tag, dem 9. September, hatte sich das Maximum des Tiefs an die Küsten Schottlands verschoben. Im Mittelpunkt dieses Wirbels bewegten sich die Luftströme mit unglaublicher Schnelligkeit – das war ein wirklicher Orkan. Es wäre unmöglich gewesen, ihm auf dem Oberland der Insel standzuhalten.

Gegen 7 Uhr abends, eben als das Diner sie erwartete, bemächtigte sich Olivier Sinclair und der Brüder Melvill eine namenlose Angst.

Miss Campbell, die vor 3 Stunden weggegangen war, ohne zu sagen wohin, hatte sich noch nicht wieder blicken lassen.

Vorher warteten alle mit steigender Ungeduld bis um 6 Uhr . . . Miss Campbell erschien nicht.

Mehrmals stieg Olivier Sinclair nach dem Plateau der Insel hinauf . . . er sah keine See.

Der Sturm wütete jetzt mit einer Gewalt ohnegleichen, und das sich zu furchtbaren Wogenbergen auftürmende Meer donnerte ohne Unterlaß an die nach Südwesten gelegene Küste der Insel.

»Unglückliche Miss Campbell!« rief plötzlich Olivier Sinclair, »wenn sie sich jetzt noch in der Fingalshöhle befindet, muß sie Hilfe bekommen, sonst ist sie rettungslos verloren.«

## 20. FÜR MISS CAMPBELL

Einige Augenblicke später war Olivier Sinclair schon am Uferdamm entlang hingeeilt und hatte, da wo die Basalttreppe in die Höhe führt, den Eingang der Grotte erreicht.

Die Brüder Melvill und Patridge folgten ihm auf dem Fuß nach.

Mrs. Bess war in unaussprechlicher Angst in Clam Shell zurückgeblieben, bereitete aber alles vor, um Helena bei ihrer Rückkehr zu empfangen.

Das Meer stieg jetzt schon so hoch, daß es den oberen Treppenabsatz bespülte; ja, es schäumte sogar über das Eisengeländer hinweg und machte jedes Vordringen auf der inneren Seitengalerie unmöglich.

Aus der Unmöglichkeit, zu Fuß in die Grotte einzudringen, ergab sich auch die Unmöglichkeit, daraus zu entkommen. Wenn Miss Campbell sich darin befand, war sie eine Gefangene. Aber wie es wissen, wie zu ihr gelangen?

»Helena! Helena!«

Konnte dieser in das Toben der Wellen hineingerufene Name wohl vernommen werden? Es klang ringsum wie unaufhörliches Donnern von Wind und Wogen, das sich in der Grotte fing. Weder die Stimme, noch der Blick wären imstande gewesen hindurchzudringen.

»Vielleicht ist Miss Campbell überhaupt gar nicht hier«, sagte Bruder Sam, der sich zur Selbstberuhigung an diese Hoffnung klammerte.

»Wo sollte sie denn sein?« fragte Bruder Sib.

»Ja, wo sollte sie denn sein?« rief Olivier Sinclair. »Hab' ich sie nicht vergebens auf dem Plateau der Insel, unter den Felsen des Ufers und überall gesucht? Würde sie nicht zu uns zurückgekehrt sein, wenn ihr das möglich wäre! – Sie ist hier – kann nur hier sein!«

Man erinnerte sich jetzt auch des wiederholt ausgesprochenen, enthusiastischen und von Unerschrockenheit zeugenden Wunsches des jungen Mädchens, in der Fingalshöhle einem Sturm beizuwohnen. Hatte sie also vergessen, daß das Meer diese unter solchen Verhältnissen oft bis zur Decke anfüllt und zu einem Gefängnis umwandelt?

Was blieb jetzt zu versuchen übrig, um zu ihr zu gelangen und sie zu retten?

Unter der Gewalt des Orkans, der diesen Teil des Eilands mit mächtiger Geißel traf, erhoben sich die Wogen zuweilen schon bis zum Gipfel der Wölbung. Dort brachen sie sich

mit betäubendem Krachen. Die von dem Hindernis gestauten Wassermassen stürzten dann, wie die Katarakte eines Niagara, in schäumenden Wirbeln hernieder; der von der hohlen See draußen bewegte untere Teil der Wellen aber stürmte in dem Innenraum weiter mit dem Brausen eines Bergstroms, dessen Wehr plötzlich seiner Wucht nachgab. Erst ganz im Hintergrund der Grotte brach sich das Meer als siedender Strudel an der Felsenwand.

An welcher Stelle hätte Miss Campbell nun eine Zuflucht finden können, die nicht von den Wellen erreicht worden wäre? Das Kopfbende der Grotte gerade war ihrem Anstürmen direkt ausgesetzt, und beim Hinwogen ebenso wie beim Rückfließen mußte das Wasser die Galerie in einer Weise überfluten, daß niemand sich darauf hätte halten können.

Und doch versuchte man wieder sich gegen den Glauben zu wehren, daß das unerschrockene junge Mädchen überhaupt hier war. Wie hätte sie in dieser Sackgasse dem Wogenswall des wütenden Meeres widerstehen können? Mußte nicht ihr verstümmelter, zerrissener Körper, vom Strudel gepackt, schon wieder nach außen geschleudert worden sein? Könnte sie nicht die Strömung bei der jetzt steigenden Flut schon längs des Uferdamms und an den Riften bei Clam Shell vorbeigeschwemmt haben?

»Helena! Helena!«

Immer und immer wieder riefen sie diesen Namen durch das tolle Getöse von Wind und Wellen.

Kein Ruf antwortete ihnen und konnte ihnen antworten.

»Nein, nein, sie ist nicht in dieser Höhle!« wiederholten die Brüder Melvill in ihrer Verzweiflung.

»Sie ist doch darin!« versicherte Olivier Sinclair.

Wie zur Bekräftigung seiner Worte wies er da auf ein Stück Stoff, das eben eine rückstauende Woge auf eine der Basaltstufen warf.

Olivier Sinclair stürzte darauf zu.

Es war der ›Snod‹, das schottische Band, das Miss Campbell stets in den Haaren zu tragen pflegte.

Konnte es nun noch einen Zweifel geben?

Und doch, wenn dieses Band ihr entrissen werden konnte, war es dann möglich, daß Miss Campbell bei demselben furchtbaren Wellenschlag doch nicht gleichzeitig an die Felsenwand gedrückt und schwer verletzt worden wäre?

»Ich werde bald Gewißheit haben!« rief Olivier Sinclair.

Unter Benützung eines Moments, wo das rückfließende Wasser die Galerie halb frei ließ, ergriff er die erste lange Eisenstange des Geländers; da stürmte aber schon eine neue, riesigen Woge auf dieselbe Stelle ein und drückte ihn auf den Treppenabsatz nieder.

Wenn Patridge sich nicht unter Lebensgefahr auf ihn geworfen und den jungen Mann zurückhalten hätte, wäre Olivier Sinclair unweigerlich bis zur letzten Stufe hinabgeglitten und das Meer hätte ihn mit fortgerissen, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihm Hilfe zu bringen.

Olivier Sinclair hatte sich erhoben, sein Entschluß, in die Grotte einzudringen, war keineswegs erschüttert.

»Miss Campbell ist da drinnen!« – wiederholte er, »da ihr Körper nicht ebenso herausgetragen worden ist, wie dieses Stückchen Band. Es ist also möglich, daß sie in irgendeiner Wandvertiefung Schutz gefunden hat. Ihre Kräfte aber werden sie verlassen; sie wird nicht aushalten können, bis wieder Ebbe eintritt. Wir müssen also zu ihr zu gelangen suchen!«

»Ich werde gehen!« rief Patridge.

»Nein! . . . Ich!« antwortete Olivier Sinclair.

Er wollte ein äußerstes Mittel versuchen, zu Miss Campbell vorzudringen, und wenn dieses Mittel ihm auch nur sehr geringe Aussicht auf günstigen Erfolg versprach.

»Warten Sie hier, meine Herren«, sagte er zu den Brüdern Melvill. »In 5 Minuten sind wir wieder zurück. Kommen Sie, Patridge!«

Die beiden Onkel blieben unter dem Schutz des hohen Ufers, nah dem äußersten vorspringenden Winkel der Insel, an einer Stelle, die das Meer nicht erreichen konnte, während Olivier Sinclair und Patridge raschen Schritts nach Clam Shell zurückeilten.

Es war jetzt 8 Uhr 30. 5 Minuten später erschienen der junge Mann und der alte Diener wieder und schleppten längs des Uferrands das kleine Boot der ›Clorinda‹, das ihnen Kapitän John Olduck zurückgelassen hatte.

Wollte Olivier Sinclair sich wirklich auf dem Wasserweg in diese Höhle wagen, da der Landweg ihm verschlossen war?

Ja, er wollte es versuchen. Wohl setzte er sein Leben dabei aufs Spiel. Er wußte es, aber er zögerte deshalb nicht.

Das Boot wurde, geschützt vor der Brandung, an den Fuß der Treppe, hinter eine der Basaltstufen geschafft.

»Ich gehe mit Ihnen«, erklärte Patridge.

»Nein, Patridge«, erwiderte Olivier Sinclair, »nein! Wir dürfen dieses schwache Fahrzeug nicht unnützerweise überlasten. Wenn Miss Campbell noch am Leben ist, genügt es, wenn ich auch allein komme.«

»Olivier!« riefen die beiden Onkel, die ihr Schluchzen nicht zurückzuhalten vermochten. »Olivier, retten Sie unsere Tochter!«

Der junge Mann drückte ihnen die Hand, dann sprang er in das Boot, setzte sich auf dessen Mittelbank, ergriff die Riemen und gelangte mit zwei Ruderschlägen geschickt in die Mitte des Wirbels, wo er den Rückfluß einer ungeheuren Woge abwartete, die ihn direkt vor dem Eingang der Fingalshöhle traf.

Hier wurde das Boot hoch emporgeschleudert, doch gelang es dem mutigen jungen Mann, es durch gewandtes Manövrieren in gerader Linie zu halten; hätte es sich zur Seite gewendet, wäre es rettungslos gekentert.

Jetzt warf das zürnende Meer das gebrechliche Fahrzeug fast bis zur Höhe der Wölbung, man hätte glauben können, daß diese Nußschale an der Felsenwand zerschellen müsse, als die Woge aber zurücksank, trug sie es mit unwiderstehlicher Gewalt wieder an die Außenseite der Höhle hinaus.

Dreimal wurde das Boot so hin und her geschleudert, einmal hinein- und dann wieder hinausgeworfen, ohne noch durch die vor dem Eingang sich stauenden Wassermassen gelangen zu können. Mit voller Kaltblütigkeit hielt sich Olivier Sinclair mit seinen Riemen.

Endlich faßte ein noch höherer Wellenkamm das Boot; es schwankte einen Augenblick auf dem Rücken des flüssigen Ungeheuers, fast in gleicher Höhe mit dem Plateau der Insel; dann gähnte plötzlich ein tiefer Abgrund auf und Olivier Sinclair wurde in schräger Richtung, wie auf der herabstürzenden Wand eines Wasserfalls, hinuntergeschleudert.

Ein Schreckensschrei entrang sich den Zuschauern dieser Szene. Es schien, als ob das Fahrzeug unwiderstehlich an den linken Eingangspfeilern zerschmettert werden müßte.

Der unerschrockene junge Mann wendete jedoch sein Boot durch einen kräftigen Ruderschlag und verschwand, nachdem er einmal den Eingang erreicht, noch ehe das Wasser sich wieder zu riesigen Schwall erhoben hatte, mit der Schnelligkeit eines Pfeils im Inneren der Höhle.

Eine Sekunde später donnerten die Wogen wieder hinein und schäumten bis zum oberen Rand des Eilands auf.

Würde das Boot nun im Hintergrund der Grotte zerschellen, und sollte man zwei Opfer statt eines zu zählen haben? Glücklicherweise nein. Olivier Sinclair war schnell und ohne anzustoßen unter der ungleichen Deckenwölbung hinweggeglitten.

Indem er sich platt in das Boot warf, entging er dem sonst unvermeidlichen Anstoßen an hervorstehende Säulenenden. Während des Zeitraums einer Sekunde flog er wieder gegen die anderen Seitenwände und fürchtete nur, wieder hinausgeworfen zu werden, ehe es ihm gelang, irgendeinen hervorragenden Haltepunkt im Hintergrund zu erreichen. Da stieß das Boot, infolge der in sich selbst verlaufenden Wellenbewegung, nur schwach an die Pfeiler jener Orgelempore, die sich im Schiff der Fingalshöhle erhebt; dennoch barst es mitten entzwei; Olivier Sinclair konnte jedoch ein Basaltstück packen, sich daran mit allen Kräften festklammern und dann über das Wasser emporringen.

Nur einen Augenblick später erfaßte eine rückströmende Woge die Trümmer des Bootes, die hinausgeschleudert wurden, und mit dem Gedanken, daß der kühne Retter seinen

Untergang gefunden habe, sahen die Brüder Melvill und Partridge, wie sie hinausgetragen wurden.

## 21. EIN VOLLER STURM IN EINER HÖHLE

Olivier Sinclair war heil und gesund und für den Augenblick auch in Sicherheit. Die hier herrschende Dunkelheit hinderte ihn zuerst, irgend etwas zu erkennen. Der matte Schein der Abenddämmerung drang nur in der Zeit zwischen zwei Wogen ein, wenn das Wasser den Eingang zur Grotte nur zur Hälfte anfüllte.

Olivier Sinclair versuchte zu entdecken, wo Miss Campbell eine Zuflucht gefunden haben könnte . . . vergeblich.

Er rief laut:

»Miss Campbell! Miss Campbell!«

Wie könnten wir beschreiben, was in ihm vorging, als er eine Stimme antworten hörte:

»Mr. Olivier! Mr. Olivier!«

Miss Campbell lebte noch.

Aber wohin hatte sie sich vor den andrängenden Wogen flüchten können?

Auf der Galerie hinkriechend, durchsuchte Olivier Sinclair den hinteren Teil der Fingalshöhle.

Da in der linken Wand hatte das Zurückweichen des Basalts einen Schlupfwinkel wie eine Nische gebildet. Die Felsenpfeiler traten hier weiter auseinander. Am Anfang noch ziemlich weit offen, verengte sich diese Vertiefung so weit, daß nur eine Person darin Platz finden konnte. Die Sage gab diesem Loch den Namen ›Fingals Armstuhl‹.

In diese Nische hatte sich die von dem steigenden Meer erschreckte Miss Campbell geflüchtet.

Einige Stunden vorher war der Zugang zur Grotte bei Ebbe ganz unbehindert gewesen und sie hatte arglos hier ihren gewöhnlichen Besuch machen wollen. Versunken in ihre Träume, hatte sie an die Gefahr gar nicht gedacht, welche die Flut mit sich bringen mußte, und wie groß war ihr Entsetzen, als sie wieder hinausgehen wollte und sich überzeugte, daß ihr das eindringende Wasser jeden Weg versperrte!

Miss Campbell verlor jedoch nicht den Kopf; sie suchte sich Deckung, so gut es ging, und nach mehreren vergeblichen Bemühungen, noch nach außen zu gelangen, erreichte sie wenigstens, freilich unter der Gefahr, zwanzigmal vom Wasser fortgerissen zu werden, den Armstuhl Fingals.

Dort fand sie Olivier Sinclair eingeklemmt, aber doch außerhalb der Reichweite der Wogen.

»Oh, Miss Campbell!« rief er, »wie konnten Sie auch so unvorsichtig sein, sich bei Beginn des Sturms in solche Gefahr zu begeben? Wir hielten Sie schon für verloren.«

»Und Sie sind doch gekommen, mich zu retten, Mr. Olivier?« antwortete Miss Campbell, mehr gerührt dem Mut des jungen Mannes, als erschreckt von den Gefahren, die ihr noch drohen konnten.

»Ich bin gekommen, Sie aus schlimmer Lage zu befreien, Miss Campbell, und mit Gottes Hilfe wird es mir gelingen. Sie haben doch keine Furcht?«

»Ich habe keine Furcht, gewiß nicht! ... Da Sie bei mir sind, fürchte ich nichts mehr ... Und kann man übrigens eine andere Empfindung, als die maßloser Bewunderung haben gegenüber einem so erhabenen Schauspiel? ... Sehen Sie selbst.«

Miss Campbell hatte sich ganz bis in den Hintergrund der kleinen Aushöhlung zurückgedrängt. Dicht vor ihr stehend, suchte Olivier Sinclair, sie bestmöglich zu schützen, wenn eine sich wütender aufbäumende Welle sie zu erreichen drohte.

Beide schwiegen. Mußte Olivier Sinclair denn sprechen, um sich verständlich zu machen? Und wozu hätte es der Worte bedurft, um all das auszudrücken, was Miss Campbell jetzt empfand? Der junge Mann sah jedoch mit unsäglichlicher Angst, nicht um seinen-, wohl aber um Miss Campbells willen, die zunehmende Gefahr ihrer Lage. Wenn er das Heulen des Windes, das Tosen des Meeres hörte, verriet ihm das nicht, daß der Sturm sich mit noch wachsender Wut entfesselte? Sah er nicht, wie das Wasser unter der Mitwirkung der Flut noch immer mehr anstieg und die Höhle noch weiter anfüllte? Wenn jetzt hier keine absolute Finsternis herrschte, kam das daher, daß die Wogenkämme gleichsam von außen eingesaugtes Licht mitbrachten. Breite phosphoreszierende Flächen leuchteten dabei wie durch eine Art elektrischer Ausstrahlung, die sich an den Winkeln des Basalts brach, die Kanten der Prismen erhellte und einen ungewissen Dämmerchein zurückließ.

Bei dem kurz andauernden Aufleuchten dieser Lichtblitze wandte sich Olivier Sinclair nach Miss Campbell um.

Er schaute ihr mit einer Erregung ins Gesicht, die nicht allein durch die Gefahr hervorgerufen wurde.

Miss Campbell lächelte freudig bei der Erhabenheit des Schauspiels – bei dem Sturm in dieser Höhle.

Da brandete eine unermeßliche Woge bis zur Vertiefung von Fingals Armstuhl hinauf. Olivier Sinclair glaubte, daß

er und sie davon aus ihrem Schlupfwinkel herausgerissen werden könnten.

Er umschlang das junge Mädchen mit den Armen, gleich einer Beute, die das Meer ihm entreißen wollte.

»Olivier! Olivier!« rief Miss Campbell voller Schrecken, den sie nicht beherrschen konnte.

»Fürchten Sie nichts, Helena«, antwortete Olivier Sinclair.  
»Ich werde Sie schützen, Helena . . . ich . . .«

Er sagte es, er wollte sie verteidigen und schützen! Doch wie? Wie konnte er sie der Wut der Wellen entziehen, wenn diese noch mehr zunahmen, wenn das Wasser noch immer höher anstieg, wenn auch dieser letzte Zufluchtsort unhaltbar wurde? Wo würde er eine Stelle finden, die nicht von dem wütend erregten Meer erreicht wurde? Alle diese Möglichkeiten drängten sich ihm in all ihrer Schrecklichkeit vor Augen.

Vor allen Dingen kaltes Blut! Olivier Sinclair gelobte sich, wenigstens seiner selbst Herr zu bleiben.

Er mußte das um so mehr, da dem jungen Mädchen, wenn auch nicht die moralische, doch die physische Kraft bald genug ausgehen konnte. Erschöpft von zu langem Kampf, mußte jeden Augenblick die unumgängliche Reaktion in ihr eintreten. Olivier Sinclair fühlte, wie sie schon allmählich schwächer wurde. Er wollte sie beruhigen, obgleich ihm selbst jede Hoffnung mehr und mehr schwand.

»Helena . . . meine liebe Helena!« flüsterte er, »bei meiner Rückkehr nach Oban . . . hab' ich es gehört . . . daß Sie . . . daß ich Ihnen meine Rettung aus dem Strudel des Corryvreckan zu danken habe.«

»Olivier! . . . Sie wußten es?« antwortete Miss Campbell mit fast erstickter Stimme.

»Ja ... und heute werde ich es Ihnen entgelten können ... ich rette Sie aus der Fingalshöhle.«

Wie konnte Olivier Sinclair von Heil und Rettung zu sprechen wagen, jetzt wo sich schon die Wassermasse am Fuß ihres Zufluchtsorts brach! Es gelang ihm nur sehr unvollkommen, das junge Mädchen vor ihrem Ungestüm zu bewahren. Zwei- oder dreimal wäre er fast mit weggezerrt worden ... und wenn er noch Widerstand leistete, so geschah das mit wirklich übermenschlicher Anstrengung, weil er Miss Campbells Arme wie um seine Taille geknüpft fühlte und begriff, daß das Meer sie mit ihm fortspülen würde.

Es mochte gegen 9 Uhr 30 abends sein. Der Sturm hatte zu dieser Zeit seine höchste Intensität erreicht. Das steigende Wasser stürzte sich mit der Wut einer Sintflut in die Fingalshöhle. Sein Anprall an den Hintergrund und die Seitenwände erzeugte ein betäubendes Krachen, und dessen Gewalt war so groß, daß von den Wänden losgerissene Basaltstücke herabstürzten und dunkle Löcher in den phosphoreszierenden Schaum schlugen.

Würden unter diesem Angriff nicht gar die Basaltpfiler Stein für Stein in den Abgrund versinken?

Olivier Sinclair konnte alles befürchten. Auch er fühlte sich schon von einer unüberwindlichen Empfindungslosigkeit befallen, gegen die er vergeblich ankämpfte. Das kam wohl auch daher, daß es hier manchmal an Luft fehlte, und wenn sie mit den Wogen in vollen Strömen eindrang, schien das Wasser sie doch gleich wieder aufzusaugen, wenn der Rückstrom sie mit nach draußen führte.

Völlig erschöpft und kraftlos, war Miss Campbell einer Ohnmacht nah.

»Olivier! . . . Olivier!« murmelte sie und sank in seinen Armen zusammen. Olivier Sinclair hatte sich mit dem jungen Mädchen so tief wie möglich in den Hintergrund der kleinen Steinhöhle gedrängt. Er fühlte, daß sie kalt, scheinbar leblos war. Er wollte sie erwärmen, wollte ihr alle Lebenskraft einflößen, die ihm noch übriggeblieben war. Schon rollten ihm aber die Wellen bis zu halber Körperhöhe empor, und wenn er jetzt das Bewußtsein verlor, war es um beide geschehen.

Der unerschrockene junge Mann hatte jedoch die Kraft, mehrere Stunden lang so auszuhalten. Er hielt Miss Campbell, deckte sie gegen den wilden Wogenschlag, kämpfte, indem er sich nur mit den Ellenbogen an die Basaltvorsprünge stemmte, und das mitten in einer Finsternis, die das Verlöschen der Phosphoreszenzerscheinungen ganz tief erscheinen ließ, mitten unter diesem unaufhörlichen Donner des anprallenden, gurgelnden Wassers und des heulenden Sturms. Das war jetzt nicht mehr die Stimme Selmas, die im Fingals-Palast wiederhallte. Es war das betäubende Gebell der Hunde von Kamtschatka, die, sagt Michelet, »in großen, zu Tausenden zählenden Banden während der langen Nächte den heulenden Wogen antworten und mit der Wut eines nördlichen Ozeans wetteifern!«

Endlich machte sich die eintretende Ebbe bemerkbar. Olivier Sinclair überzeugte sich, daß auch die hohle See sich mit dem fallenden Wasser ein wenig beruhigte. Jetzt war es in der Höhle so vollkommen finster, daß es draußen noch verhältnismäßig tageshell zu sein schien. In diesem Halbschatten zeichnete sich die Öffnung der Grotte, die nicht mehr von dem aufwallenden Meer verschlossen wurde, in

geisterhaften Umrissen ab. Bald spritzten nur noch Schaumflocken bis zum Fuß von Fingals Armstuhl hinauf. Jetzt bildeten die Wellen nicht mehr einen Lasso, der sein Opfer umschlingt und mit sich fortreißt. In Olivier Sinclairs Herz zog allmählich wieder die Hoffnung ein.

Durch Schätzung nach dem Stand des Meeres konnte man annehmen, daß Mitternacht vorüber war. Noch 2 Stunden, dann spülten die Wellen voraussichtlich nicht mehr über die Galerie hinweg, und sie mußte wieder gangbar werden. Olivier hatte freilich Mühe, bei der herrschenden Finsternis überhaupt etwas zu sehen, überzeugte sich aber schließlich doch, daß der ersehnte Zeitpunkt, die Grotte zu verlassen, endlich gekommen war.

Miss Campbell hatte auch jetzt die Besinnung nicht wiedererlangt. Olivier Sinclair hielt ihren gänzlich leblosen Körper in den Armen; vorsichtig schlich er aus dem Armstuhl Fingals hervor und begann dem schmalen Steig zu folgen, dessen Eisengeländer von den wütenden Wellen verbogen, zum Teil sogar losgerissen war.

Wenn ein Wasserberg ihn noch zu erreichen drohte, blieb er stehen oder wich einen Schritt zurück.

Noch zuletzt, als Olivier Sinclair dem Ausgang der Höhle ganz nah war, stürzte noch einmal eine Wassermasse völlig über ihn hinweg . . . Er fürchtete mit Miss Campbell an die Wand gedrückt und dann in den Abgrund gerissen zu werden, der sich unter seinen Füßen öffnen mußte . . .

Mit dem letzten Aufgebot aller Kräfte leistete er Widerstand, und als das Wasser zurückströmte, benutzte er den günstigen Augenblick, schnell aus der Grotte zu entkommen.

Nach wenigen Augenblicken hatte er den scharfen Winkel des Ufers erreicht, wo ihn die Brüder Melvill, Patridge und Mrs. Bess, die auch herbeigeeilt war, schon die ganze Nacht erwarteten.

Er und sie waren gerettet.

Jetzt verließ aber auch Olivier Sinclair die geistige und körperliche Energie, die er zuletzt fast künstlich aufrechterhalten hatte, und nachdem er noch Miss Campbell in die Arme von Mrs. Bess gelegt hatte, sank er bewegungslos am Fuß der Felsen zusammen.

Ohne seinen Mut und seine Opferwilligkeit wäre Miss Campbell nicht lebend aus der Fingalshöhle herausgekommen.

## 22. DER GRÜNE STRAHL

Unter dem Einfluß der frischen Luft schlug Miss Campbell einige Minuten später in der Clam-Shell-Grotte die Augen wieder auf, als erwache sie aus einem Traum, den das Bild Olivier Sinclairs in all seinen Phasen belebt und erfüllt hatte. An die Gefahren, denen sie infolge ihrer Unklugheit ausgesetzt gewesen war, erinnerte sie sich kaum mehr.

Sprechen konnte sie noch nicht; beim Anblick Olivier Sinclairs aber traten ihr Tränen der Dankbarkeit in die Augen und sie streckte ihrem Retter die Hände entgegen.

Die Brüder Sam und Sib preßten, keines Wortes mächtig, den jungen Mann gleich alle beide in die Arme. Mrs. Bess machte ihm eine tiefe Verbeugung nach der anderen, und Patridge schien nicht übel Lust zu haben, ihn ans Herz zu drücken.

Dann übermannte jedoch alle die Müdigkeit, und nachdem sie noch die durch das Meer wie auch durch den Himmel durchnässten Kleider gewechselt hatten, schliefen sie ein und der letzte Teil der Nacht verlief in ungestörtem Frieden.

Der Eindruck freilich, den die Beteiligten, wie die Zeugen jener Szene, die sich in der Fingalshöhle abspielte, empfangen hatten, sollte ihnen niemals mehr aus dem Gedächtnis schwinden.

Während Miss Campbell am folgenden Tag noch auf dem für sie reservierten Lager im Hintergrund der Clam-Shell-Grotte ruhte, gingen die Brüder Melvill Arm in Arm auf dem benachbarten Teil des Uferdamms hin und her. Sie sprachen zwar nicht, hatten aber eigentlich auch gar nicht das Bedürfnis, ihre völlig gleichen Gedanken in Worte zu übersetzen. Beide bewegten in genau demselben Augenblick den Kopf von oben nach unten, wenn sie etwas bestätigen, und von links nach rechts, wenn sie etwas verneinen wollten. Und was konnten sie zu bestätigen haben, außer der Tatsache, daß Olivier Sinclair sein Leben daran gewagt hatte, das unvorsichtige junge Mädchen zu retten? Und was verneinten sie? Daß ihre früheren Pläne jetzt noch erfüllbar seien. Bei dieser stummen Unterhaltung sagten sie sich auch mancherlei, was die Brüder Sam und Sib in der nächsten Zeit würden eintreffen sehen. In ihren Augen war Olivier nicht mehr Olivier. Er war jetzt kein Geringerer als Arnim, der hervorragendste Held der gälischen Heldensage.

Olivier Sinclair seinerseits war jetzt eine Beute sehr natürlicher Überreizung. Ein gewisses Zartgefühl drängte ihn, sich von den anderen fernzuhalten. Er fühlte sich beklommen gegenüber den Brüdern Melvill, als ob er durch seine

Gegenwart andeutete, daß er auf Belohnung für seine Opferwilligkeit warte.

So verließ er schon früh die Clam-Shell-Grotte und ging allein auf dem Plateau der Insel spazieren.

Seine Gedanken eilten dabei freilich ganz von selbst zu Miss Campbell. An die Gefahren, denen er getrotzt und die er mit ihr geteilt hatte, dachte er gewiß nicht mehr; in seiner Erinnerung schwebten aus dieser fürchterlichen Nacht nur noch die glücklichen Stunden, die er an der Seite Helenas verbracht, als er sie in jener dunklen Nische mit den Armen umschlugen hatte, um sie vor dem Anprall der Wogen zu schützen. Er sah noch bei dem phosphoreszierenden Schein die Gestalt des schönen jungen Mädchens, die mehr aus Erschöpfung als aus Furcht erbleicht war, wie sie sich gleich einem Genius des Sturms angesichts des wütenden Meeres erhob. Er hörte sie noch mit zitternder Stimme sagen: »Olivier! ... Sie wußten es?« als er sagte: »Ich weiß, daß ich Ihnen meine Rettung aus dem Strudel des Corryvreckan zu danken habe.«

Er glaubte sich wieder im Grund jener kleinen Aushöhlung, jener Nische, die eher für die Aufstellung eines Steinbilds geschaffen schien, in der zwei junge, liebende Wesen so lange schreckliche Stunden gelitten und eines an der Seite des anderen gekämpft hatten. Da waren sie nicht mehr Sinclair und Miss Campbell; sie hatten sich Olivier und Helena genannt, als wollten sie in dem Augenblick, wo der Tod sie bedrohte, ein neues Leben miteinander beginnen.

So durchwirbelten Gedanken aller Art das Gehirn des jungen Mannes, als er auf dem Plateau von Staffa umherging. Wie groß auch sein Verlangen war, an Miss Campbells Seite zurückzukehren, immer hielt ihn eine unbezwingliche Kraft

gegen seinen Willen zurück, weil er in ihrer Gegenwart vielleicht gesprochen hätte und doch schweigen wollte.

Inzwischen hatte sich, wie das nach plötzlichen gewaltsamen Störungen der Atmosphäre nicht selten vorkommt, das Wetter ganz überraschend schön gestaltet und lächelte der Himmel in wunderbarer Klarheit. Sehr häufig hinterlassen ja hier die heftigsten Südweststürme keine Spuren, verleihen vielmehr der Luft eine Durchsichtigkeit ohnegleichen. Die Sonne hatte schon ihren höchsten Stand überschritten, ohne daß sich der Horizont auch nur mit dem geringsten Dunst verschleierte.

Olivier Sinclair wandelte mit siedendheißem Kopf unter den intensiven Lichtstrahlen, die das Plateau der Insel widerspiegelte, dahin. Er badete gleichsam in den warmen Effluvien, atmete die wohltuende Seebrise und stärkte sich in der blendenden Atmosphäre.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke – ein Gedanke, den er vor den anderen, die ihn jetzt bestürmten, fast ganz vergessen hätte – als er den herrlichen reinen Horizont erblickte.

»Ach, der Grüne Strahl!« rief er. »Wenn der Himmel jemals unsere Beobachtung begünstigt, so ist es heute der Fall! Keine Wolke, kein Dunstflöckchen! Es ist auch sehr unwahrscheinlich, daß die eine oder das andere erscheinen könnte, da der gestrige gewaltige Sturm sie weit nach Osten vertrieben haben muß. Und Miss Campbell denkt gewiß nicht daran, daß der heutige Tag ihr einen glänzenden Sonnenuntergang bescheren dürfte. Ich muß . . . ja . . . ich muß sie benachrichtigen!«

Glücklich, einen so natürlichen Grund gefunden zu haben, sich zu Helena zu begeben, kehrte Olivier Sinclair zur Clam-Shell-Grotte zurück.

Wenige Augenblicke später stand er Miss Campbell und den beiden Onkeln gegenüber, die ihn liebevoll betrachteten, während Mrs. Bess deren Hand hielt.

»Miss Campbell«, sagte er, »es geht Ihnen besser? ... Ich seh' es ... sind Sie wieder bei Kräften?«

»Ja, Mr. Olivier«, antwortete Miss Campbell, beim Erblicken des jungen Mannes leise erzitternd.

»Ich glaube, es würde Ihnen guttun«, fuhr Olivier Sinclair fort, »wenn Sie sich auf das Plateau begeben und die durch den Sturm gereinigte Luft genießen wollten. Die Sonne ist herrlich und wird Sie wieder erwärmen.«

»Mr. Sinclair hat recht«, sagte Bruder Sam.

»Ja, völlig recht«, fügte Bruder Sib hinzu.

»Und wenn ich Ihnen alles verraten darf, wenn meine Ahnung mich nicht trügt«, ergriff Olivier Sinclair das Wort, »glaube ich, daß Sie binnen wenigen Stunden den teuersten Ihrer Wünsche in Erfüllung gehen sehen werden.«

»Den teuersten meiner Wünsche?« murmelte Miss Campbell, als wenn sie nur mit sich selbst gesprochen hätte.

»Ja ... der Himmel ist von wunderbarer Reinheit und allem Anschein nach zu erwarten, daß die Sonne bei ganz wolkenlosem Horizont untergehen wird.«

»Wär's möglich!« rief Bruder Sam.

»Wär's möglich!« wiederholte Bruder Sib.

»Ich habe alle Ursache zu glauben«, fügte Olivier Sinclair hinzu, »daß Sie heute abend den Grünen Strahl beobachten werden können.«

»Den Grünen Strahl!« antwortete Miss Campbell.

Es schien, als ob sie in ihrem etwas verwirrten Gedächtnis erst nachforschen müsse, was es mit diesem Strahl für eine Bewandnis hatte.

»Ah, ganz recht!« sagte sie nach kurzer Pause. »Wir sind ja eigentlich hergekommen, um den Grünen Strahl zu sehen!«

»Nun denn, vorwärts!« sagte Bruder Sam, entzückt über die sich bietende Gelegenheit, das junge Mädchen ihrem Stumpfsinn zu entreißen, der sie zu erstarren drohte, »begeben wir uns auf die andere Seite der Insel!«

»Und wir speisen erst nach der Rückkehr«, fügte Bruder Sib heiter hinzu.

Es war jetzt 5 Uhr nachmittags.

Unter der Führung Olivier Sinclairs verließ die ganze Familie, Mrs. Bess und Patridge inbegriffen, die Clam-Shell-Grotte, stieg die Holzterrasse hinauf und gelangte damit auf den Rand des oberen Plateaus.

Da hätte man die Freude der beiden Onkel sehen müssen, als sie den wundervollen Himmel überblickten, an dem die Sonne langsam herabsank. Vielleicht übertrieben sie heute – aber niemals, nein niemals zeigten sie so viel Enthusiasmus für die erwartete Erscheinung. Es hatte das Ansehen, als wenn um ihrer selbst, nicht um Miss Campbells willen alle diese Ortsveränderungen mit den unausbleiblichen Mißhelligkeiten unternommen worden wären, von der Abreise aus Helensburgh auf dem Weg über Oban und Iona bis nach Staffa.

In der Tat versprach aber auch der heutige Sonnenuntergang so herrlich zu werden, daß der unempfindlichste, der nüchternste und prosaischste aller Kaufleute der City von London oder aller Großhändler der Canongate das Meerespanorama, wie es sich hier vor aller Augen ausbreitete, hätte bewundern müssen.

Miss Campbell fühlte sich bald wie neugeboren in dieser mit den Salzausdünstungen, die der leichte Wind mit sich

führte, geschwängerten Atmosphäre. Weit öffneten sich ihre schönen Augen, wenn sie auf die ersten Wasserflächen des Atlantischen Ozeans hinausblickte. Auf ihre durch Erschöpfung erbleichten Wangen kehrte die rosige Färbung ihres schottischen Teints zurück. Wie schön sie doch war! Welch ein anziehender Reiz ihre Gestalt schmückte! Olivier Sinclair ging etwas hinter ihr und betrachtete sie schweigend, und er, der sie sonst ohne beklemmendes Gefühl auf ihren langen Spaziergängen begleitete, wagte in seiner jetzigen Gemütsstimmung mit quälender Angst im Herzen kaum, sie anzusehen.

Die beiden Brüder Melvill erschienen buchstäblich so strahlend wie die Sonne selbst. Sie priesen sie mit einer Art Begeisterung, luden sie ein, hinter dem klaren dunstlosen Horizont unterzugehen, und baten sie, ihnen am Ende dieses herrlichen Tages ihren letzten Strahl zuzusenden.

Gleichzeitig erinnerten sie sich wieder an die schönen osianischen Dichtungen und tauschten einige Verse aus.

*›O du, wie du dort oben rollst, rund um den  
Kreis, wie der Führer Schild. Woher dir die  
Helle des Strahls, des Lichtes Dauer, Sonne,  
dir?‹*

*›Du gehst mächtiger Schönheit hervor: Die  
Sterne verbergen den Lauf. Am Himmel er-  
bleichet der Mond und hüllt sich in west-  
lich Gewölk. Du wandelst allein die Bahn.‹*

*›Wer so kühn, sich dir zu nahn? Hoch verbirgt  
sich am Himmel der Mond: Doch du allein  
siegprangest stets in ew'ger Wonne deines  
Lichts.‹*

*›Umdüsterten Stürme die Welt mit grauem Donner, scharfem Blitz: Blickst du in Schönheit hervor aus dem Aufruhr, hold lächelnd im Tosen der Luft.«*

In eigentümlich gehobener Stimmung wanderten alle so jenem Ende Staffas zu, das zum freien Meer hinaus liegt. Dort setzten sie sich auf die äußersten Felsblöcke, vor sich einen Horizont, dessen von der Berührungsstelle zwischen Himmel und Wasser gezogene Grenzlinie nichts trüben zu können schien.

Diesmal konnte auch der unselige Aristobulos Ursiclos nicht das Segelwerk eines Fahrzeugs oder einen aufgejagten Schwarm von Seevögeln zwischen das Eiland von Staffa und die Stelle des Sonnenuntergangs schieben.

Der Wind legte sich gegen Abend gänzlich, die letzten Wellen erstarben in der sich sanft wiegenden Brandung am Fuß der Felsen. Weiter draußen lag das Meer glatt wie ein Spiegel und zeigte jene fast ölartige Oberfläche, auf der man die geringste darüber huschende Streifenbildung leicht hätte wahrnehmen können.

Alle Umstände vereinigten sich also, die Beobachtung des Phänomens zu begünstigen.

Aber eine halbe Stunde später streckte Patridge plötzlich die Hand gegen Süden hin aus und rief: »Ein Segel!«

Ein Segel! Sollte das heute wieder gerade in dem Augenblick vor der Sonnenscheibe vorüberziehen, wo sie unter dem Wasser verschwand? Das wäre doch eine boshafte Tücke des Schicksals gewesen!

Das betreffende Fahrzeug kam aus der engen Straße, welche die Insel Iona von der gegenüberliegenden Spitze von

Mull trennt. Es glitt mehr durch die Wirkung der ansteigenden Flut, als durch die der Seebrise hin, deren letzter Hauch kaum gereicht haben würde, seine Segel zu schwellen.

»Oh, das ist die ›Clorinda‹«, rief Olivier Sinclair, »und da sie unzweifelhaft auf den Osten von Staffa zuhält, wird sie hinter uns vorbeikommen und unsere Beobachtung nicht zu stören imstande sein.«

In der Tat war es die ›Clorinda‹, die nach Umseglung der Südseite von Mull jetzt wieder in der Bucht von Clam Shell vor Anker gehen wollte.

Alle Blicke richteten sich wieder nach dem westlichen Horizont.

Die Sonne sank jetzt schon mit jener Schnelligkeit, die sie bei Annäherung an das Meer zu beleben scheint. Auf der Wasserfläche zitterte ein weiter Silberstreifen, der von der glänzenden Scheibe ausging, deren Ausstrahlung das Auge noch nicht ertragen konnte. Bald ging jene aus der Altgoldfarbe, die sie im Niedersinken annahm, in glühendes Rotgold über. Schloß man die Lider fest über den Augen, dann sah man davor rote verschobene Vierecke und gelbliche Kreuze flimmern, die sich wie die flüchtigen Bilder des Kaleidoskops durchkreuzten. Ganz leichte, feine Wellenstreifen verzierten noch diese Art Kometenschweif, den die Widerspiegelung auf die Oberfläche des Wassers zeichnete. Es glich einem Flockengewirbel von Silberflittern, deren Glanz mit der Annäherung an das Ufer abnahm.

Im ganzen Umkreis des Horizonts war von einer Wolke, von einer, wenn auch noch so zarten Dunstmasse, nicht die Spur zu bemerken. Nichts trübte die Reinheit dieser Kreislinie, die man mit einem Zirkel nicht hätte feiner auf einen weißen Bogen Papier zeichnen können.

Alle betrachteten regungslos, und doch erregter als man glauben möchte, die leuchtende Kugel, die auf ihrem schrägen Weg nach dem Horizont noch hinunterstieg und, wie gefesselt über einem Abgrund, einen Augenblick stillzustehen schien. Dann machte sich allmählich – eine Folge der Strahlenbrechung – eine Formveränderung der Kugel bemerkbar; sie verbreiterte sich auf Kosten ihres senkrechten Durchmessers und erinnerte an die Form einer etruskischen Vase mit ausgebauchten Seiten, deren Fuß ins Wasser tauchte.

Daß die Erscheinung heute zustande kommen mußte, unterlag gar keinem Zweifel. Nichts trübte den wunderbar schönen Untergang des strahlenden Gestirns! Nichts konnte seine letzten Strahlen aufhalten.

Bald verschwand die Sonne zur Hälfte unter der Linie des Horizonts. Einzelne Lichtbündel trafen wie abgeschossene goldene Pfeile die ersten Felsen von Staffa.

Weiter rückwärts färbten sich das steile Ufer von Mull und der Gipfel des Ben More mit glühendem Purpur.

Endlich überragte nur noch ein ganz schmaler Kreisabschnitt des oberen Bogens die Wasserlinie.

»Der Grüne Strahl! Der Grüne Strahl!« riefen wie aus einem Mund die Brüder Melvill, Mrs. Bess und Patridge, deren Augen eine Viertelsekunde lang den unvergleichlich schönen Eindruck der Farbe flüssigen Nephrits empfangen hatten.

Nur Olivier und Helena hatten nichts wahrgenommen von der Erscheinung, die sich endlich, nach so vielen fruchtlosen Beobachtungen zeigte.

In dem Augenblick, wo die Sonne ihren letzten Strahl auf das hier sichtbare Erdenrund entsendete, kreuzten sich die

Blicke der jungen Leute, und beide vergaßen sich, gewiß versunken in dieselbe Betrachtung.

Helena hatte ja den dunklen Strahl gesehen, der aus den Augen des jungen Mannes blitzte; Olivier den blauen, der jenem aus den Augen des jungen Mädchen entgegenkam.

Die Sonne war nun völlig verschwunden – weder Olivier noch Helena hatten den Grünen Strahl gesehen!

### 23. SCHLUSS

Am folgenden Tag, dem 12. September, lichtete die ›Clorinda‹ bei ziemlich ruhigem Meer und günstiger Brise die Anker und segelte vom Archipel der Hebriden nach Südwesten. Bald verschwanden Staffa, Iona und die Spitze von Mull hinter der hochsteigenden Küste der großen Insel.

Nach glücklicher Überfahrt landeten die Passagiere der Yacht in dem kleinen Hafen von Oban, dann kehrten sie mit der Eisenbahn von Oban nach Dalmaly und von da nach Glasgow fahrend durch den reizvollsten Teil des schottischen Hochlands nach dem Cottage bei Helensburgh zurück.

18 Tage später fand in der St.-Georgs-Kirche zu Glasgow eine feierliche Zeremonie statt, doch wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß sie nicht die Trauung Aristobulos Ursiclos' mit Miss Campbell betraf. Aber obgleich jetzt Olivier Sinclair die Rolle des glücklichen Bräutigams einnahm, erschienen die Brüder Sam und Sib darum nicht minder befriedigt als ihre Nichte.

Es ist überflüssig, dabei zu verweilen, daß die unter so außerordentlichen Umständen geschlossene Verbindung alle Bedingungen dauernden Glücks erfüllte. Das Landhaus bei Helensburgh, das Hotel in der West George Street in

Glasgow, ja, die ganze Welt hätte kaum gereicht, das Glück zu umfassen, das in der Fingalshöhle zur Blüte gekommen war.

Den letzten auf dem Plateau von Staffa verbrachten Abend wagte Olivier Sinclair, obwohl er das so beharrlich gesuchte Phänomen nicht selbst beobachtete, doch in dauernder Weise zu fixieren. So stellte er eines Tages einen ›Sonnenuntergang‹ voll eigenartiger Wirkung aus, an dem jedermann besonders einen merkwürdig intensiven grünen Strahl bewunderte, der mit flüssigem Smaragd gemalt zu sein schien.

Dieses Bild erweckte neben der Anerkennung auch lebhaftere Verhandlungen. Die einen behaupteten, es zeige einen prachtvoll wiedergegebenen natürlichen Effekt, während die andern meinten, daß die Natur selbst einen solchen Effekt niemals hervorbringe.

Die beiden Onkel, die diesen Strahl aus eigener Anschauung kannten und dem jungen Maler natürlich recht gaben, gerieten darüber nicht wenig in Entrüstung.

»Ja, es ist sogar viel angenehmer«, erklärte Bruder Sam, »den Grünen Strahl gemalt . . . «

»... als in der Natur zu sehen«, fuhr Bruder Sib fort, »denn man zieht sich durch Betrachtung aller einzelnen, beim Sonnenuntergang auftretenden Farben nur die abscheulichsten Augenschmerzen zu.«

Und sie hatten damit recht, die wackeren Brüder Melvill.

2 Monate später gingen die jungen Ehegatten und ihre Onkel vor dem Park des Landhauses am Ufer des Clyde spazieren, als sie ganz unerwartet Aristobulos Ursiclos begegneten.

Der junge Gelehrte, der mit Interesse die inzwischen begonnenen Arbeiten am Fluß verfolgte, war gerade auf dem Weg zum Helensburgher Bahnhof, als er die frühere Gesellschaft aus Oban bemerkte.

Es wäre zu viel behauptet, wenn man gesagt hätte, daß Aristobulos Ursiclos durch den Verlust Miss Campbells besonders schmerzlich berührt worden wäre. Ebensowenig setzte es ihn in Verlegenheit, jetzt der Mrs. Sinclair gegenüberzustehen.

Man begrüßte sich gegenseitig und Aristobulos Ursiclos beglückwünschte die jungen Ehegatten in höflichster Weise.

Die Brüder Melvill konnten, angesichts dieses friedlichen Ausgangs, nicht verhehlen, wie glücklich sie jene Verbindung mache.

»So glücklich«, äußerte Bruder Sam, »daß ich mich zuweilen, wenn ich allein bin, beim Lächeln . . .«

». . . und ich mich beim Weinen ertappe«, sagte Bruder Sib.

»Nun, meine Herren«, bemerkte Aristobulos Ursiclos, »das liefert zum ersten Mal ein Beispiel für mangelnde Übereinstimmung zwischen Ihnen; der eine weint, der andre lacht . . .«

»Oh, Mr. Ursiclos«, meinte Olivier Sinclair, »im Grunde läuft das doch aufs selbe hinaus.«

»Vollständig«, versicherte die junge Frau und reichte ihren beiden Onkeln die Hände.

»Wie, aufs selbe hinaus?« rief Aristobulos Ursiclos in dem ihm so wohl anstehenden Ton der Überlegenheit. »Nein – keineswegs! Was ist das Lächeln? Eine freiwillige und eigentümliche Aktion der Gesichtsmuskeln, der die Atmungsvorgänge nahezu ganz fremd sind, während die Tränen . . .«

»Nun, die Tränen?« fragte Mrs. Sinclair gespannt.

»... nichts sind als eine zur Schlüpfrigerhaltung des Augapfels dienende Flüssigkeit, einer Mischung von Chlornatrium, phosphorsaurem Kalk und chlorsaurem Natron!«

»Vom chemischen Standpunkt betrachtet, haben Sie recht, Sir«, erwiderte Olivier Sinclair, »aber auch nur von diesem.«

»Ich verstehe einen derartigen Unterschied nicht«, antwortete Aristobulos Ursiclos empfindlich.

Mit der Steifheit eines Geometers grüßend, nahm er gemessenen Schritts den Weg zum Bahnhof wieder auf.

»Nun seh' einer den Mr. Ursiclos«, rief Mrs. Sinclair, »der sich Angelegenheiten des Herzens ebenso zu erklären unterfängt, wie er den Grünen Strahl erklärt hat.«

»Im Grunde, meine teure Helena«, antwortete Olivier Sinclair, »haben wir diesen Strahl, nach dem wir so beharrlich suchten, nicht einmal zu sehen bekommen.«

»Dafür haben wir etwas Besseres gesehen«, flüsterte die junge Frau. »Wir sahen das Glück selbst – das die Sage mit der Beobachtung dieser seltenen Erscheinung in Verbindung bringt ... Und da wir das gefunden haben, lieber Olivier, wollen wir uns damit begnügen und die Aufsuchung und Beobachtung des Grünen Strahls denen überlassen, die ihn noch nicht kennen, aber danach verlangen, ihn kennenzulernen!«